

Kraków

Leute, ihr ~~redet~~: Vergessen -
Es kommen die jungen Menschen,
ihr Lachen wie Büsche
Holunders.
Leute, es möchte der Holunder
sterben
an eurer Vergeßlichkeit.¹

Johannes Bobrowski

Polen und Deutsche, Nachbarn seit tausend Jahren, eine Geschichte reich an Begegnungen und reich an Mißverständnissen, deshalb wird es Zeit, daß jetzt Brücken zum Nachbarn geschlagen werden, damit Europa auch nach Osten zusammenwächst.

Polen „dieses märchenhafte, wehrlose Land, von dem schwarze Adler sich nähren“ (Adam Zagajewski), der preußische Adler und der Adler des Zaren, eingezwängt zwischen Deutschland und Rußland, erstes Opfer des deutschen Eroberungs- und Vernichtungskrieges im Osten. Die großen Vernichtungslager wurden im besetzten Polen errichtet, Auschwitz (poln. Oświęcim) wurde zum Symbol eines Zivilisationsbruchs von unvorstellbaren Ausmaßen. Auf dem Wawel, der Krakauer Königsburg, saß der deutsche Generalgouverneur Hans Frank und raubte das Land aus, wie es kein Mafiaboss gieriger hätte angehen können. Nach dem Zweiten Weltkrieg, in dem fünf Millionen polnische Menschen ermordet wurden, war Polen dennoch die wichtigste Station für die Deutschen auf dem mühsamen Weg zur Aussöhnung mit den Völkern Osteuropas. In Polen wurde dann in den Aufständen von 1956, 1970, 1976 und schließlich mit der Gründung der Solidarność 1980 der Grundstein für die Befreiung Osteuropas vom Stalinismus und damit im Grunde auch für die deutsche Einigung gelegt. Gute Gründe die Begegnung mit Polen und mit einer polnischen Schule zu suchen.

Zum anderen hat das Ruhrgebiet traditionell enge, fast familiäre, Beziehungen zu Polen, denn seit den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts zog es aus den Ostprovinzen des Reiches polnischstämmige Arbeiter hierher, die im Revier seßhaft wurden und das „Ruhrvolk“ in seiner Mentalität geprägt haben. Heute begegnen polnischsprachige Aussiedler im Ruhrgebiet der vierten Generation der Ruhrpolen. An der Gesamtschule Hattingen lernen zahlreiche polnischsprachige Kinder und Jugendliche. Noch mehr gute Gründe also eine Studienfahrt nach Polen zu unternehmen und den Versuch zu starten, eine Schulpartnerschaft zu organisieren.

Wir haben deshalb Kontakt mit einer Oberschule in Krosno, einer Stadt in Südostpolen am Rande der Niederbeskiden, einem Mittelgebirge, etwa 160 km von Krakau entfernt gelegen, aufgenommen. Die Stadt ist mit 61000 Einwohnern etwa so groß wie Hattingen. Hier in Westgalizien hat der spätere Krupp-Manager Berthold Beitz

im Zweiten Weltkrieg seine Karriere als Wirtschaftsführer begonnen und in Polen zahlreichen verfolgten Juden das Leben gerettet.

Aber neben dem Schatten der jüngeren Geschichte, dem man in Polen nicht entkommt, muß natürlich erwähnt werden, daß Krosno in einer wunderschönen Mittelgebirgslandschaft liegt, die einzigartige Naturerlebnisse ermöglicht. Dichte Buchenwälder mit reicher Flora und Fauna, herrliche, fast unberührte Flüsse und Bäche, der Solinskie-See; - und schließlich: in der dünnbesiedelten Wojwodschaft Krosno ziehen die letzten wilden Wölfe Polens ihre Fährte.

Die alte Königsstadt Krakau und das wiedererstandene Leben im alten Judenviertel Kazimierz wird eine weitere Etappe unserer Reise bilden. In Auschwitz werden wir die Lager und die Jugendbegegnungsstätte gemeinsam mit polnischen Jugendlichen besuchen, um dem Vergessen zu begegnen, daß viele Überlebende als Sorge umtreibt, wie es der ehemalige Häftling und Mitbegründer der Gedenkstätte Tadeusz Szymanski ausgedrückt hat: „So wie das Licht meiner Augen immer schwächer wird und ich die Welt nur noch wie hinter einem Schleier oder in Umrissen wahrnehme, so ähnlich wird es, befürchte ich manchmal, die Welt mit Auschwitz halten“. Wenn nach einem chassidischen Wort das Geheimnis der Erlösung in der Erinnerung liegt, müssen die jungen Leute diese bewahren und weitertragen.

Die Texte dieses Readers können nur Behelfsbrücken in die Vergangenheit und die Gegenwart Westgaliziens schlagen. Sie erinnern an Deutsche wie den Dichter Johannes Bobrowski, dessen Lyrik und Prosa tief in der Landschaft Osteuropas wurzelt, das er Sarmatien nannte. Die Zeilen beziehen sich auf ein Judenpogrom. Mit Tadeusz Różewicz und Tadeusz Borowski werden zwei Schriftsteller aus Polens verlorener Generation vorgestellt, die ihre Jugend in der Zeit der Naziherrschaft verbrachte, an der Untergrunduniversität des polnischen Widerstands studierte und aktiv am Kampf gegen die Besetzung teilnahm. Den Stand der deutschen Erinnerungskultur, die jenseits der Sonntagsreden von Politikern eher eine „Kultur der Amnesie“ (Johann Baptist Metz) ist, beschreibt die Tatsache, daß Borowskis zu Recht gerühmtes Auschwitz-Buch (Proszę pana, do gazu! - Bitte, der Herr, ins Gas!) seit langem im Buchhandel nicht mehr erhältlich ist.

Mit den Menschen Galiziens starb eine Sprache. Der Volkssänger und große jüdische Dichter Mordechaj Gebirtig, an den in Kazimierz eine Gedenktafel erinnert, schrieb in jiddischer Sprache. Gebirtig, der Mitglied des allgemeinen jüdischen Arbeiterbundes war, wurde 1942 von den Deutschen erschossen. Gegen das Vergessen kämpfen Historiker und Journalisten. Maria Kłańska führt in die Geschichte der Krakauer Juden ein und vergißt nicht das Problem des polnischen Antisemitismus. Der Freiburger Historiker Ulrich Herbert erinnert daran, daß die Vertreibung und Vernichtung

der Juden auf deutscher Seite eine gigantische Bereicherungsaktion zur Folge hatte. Andreas Breitenstein, Journalist der Neuen Zürcher Zeitung beschreibt eine Reise in die Gegenwart von Auschwitz, seine Kollegin Hannegret Biesenbaum entwirft in der Frankfurter Rundschau eine Art Reiseführer für Kazimierz. Gegen linke Selbstgerechtigkeit soll schließlich eine Rezension von Wolfgang Sofsky schützen. Auch die linke Volksgemeinschaft kannte ihre Lager. Sofsky führt in die Struktur des sowjetischen Lagersystems ein. Die Ratlosigkeit bzw. Hilflosigkeit angesichts der Shoah demonstriert der polnische Aktionskünstler Zbigniew Libera mit seinem provozierenden „Auschwitz aus der Legokiste“. Ein Hinweis auf Thomas Sandkühlers Buch über die Endlösung in Galizien und die Rolle des oben erwähnten Berthold Beitz bei der Rettung jüdischen Lebens beschließt den historischen Teil des Readers. Etwas verloren mag dem Leser die dürre Stadtinformation zu Krosno vorkommen. An diesem Kapitel jedoch sollen die SchülerInnen selber arbeiten. Wie es in einem Lied der Gewerkschaft Solidarnosc heißt: „za chleb i wolność i nową polskę“, Brot und Freiheit sind in Polen gesichert. Am Drehbuch für das neue Polen in einem Europa, das seit 1989 sein Gesicht dramatisch verändert hat, schreibt die junge Generation. Unsere Aufgabe war es, Gelegenheiten zur Erinnerung und zur Begegnung bereitzustellen.

MARIA KŁAŃSKA

JUDEN IN KRAKAU UND KAZIMIERZ²

Im September 1939 begann mit der deutschen Okkupation, die Entrechtung und schließlich die Vernichtung der rund 65000 Krakauer Juden, von denen nur wenige die Shoah überlebten. Am 6. September 1939 besetzte die deutsche Armee Krakau, im Oktober bezog der Generalgouverneur, dem der nicht dem Dritten Reich einverleibte Teil Polens unterstand, Hans Frank, seinen Sitz auf dem Wawel-Schloß. Für die polnische Bevölkerung begann eine schwere Leidenszeit, für die jüdische das Martyrium. Es wurde eine provisorische jüdische Gemeinde gegründet, die alle Befehle der Okkupanten ausführen sollte. Die Ausrottung verlief in drei Etappen: die Zeit zwischen 1939 und März 1941 charakterisierten die Einführung immer größerer Einschränkungen der Juden und die Aufhebung von immer mehr Menschenrechten. Man wollte die Juden auf der existentiellen Ebene von der polnischen Gesellschaft isolieren. Auf die einem Juden geleistete Hilfe stand die Todesstrafe. Es gab 1940 und Anfang 1941 mehrere Deportationen, durch die sich die Anzahl der Juden in Krakau auf 15000 reduzierte. Im März 1941 wurden sie in einem Zwangsghetto zusammengepfercht, das in einem Teil des Stadtviertels Podgórze gegründet wurde. Die Juden wurden in 320 Häuser eingewiesen, die von ihren polnischen Einwohnern verlassen werden mußten. Das ganze Gelände wurde von der Stadt durch eine hohe



*Verfallende
Kupa-Synagoge
1998*

Mauer abgetrennt. Sie besaß nur vier kontrollierte Tore zur Stadt. Ein Zentrum konspirativer Zusammenkünfte war die Apotheke des Polen Tadeusz Pankiewicz »Pod Orlem« (»unter dem Adler«), der zwischen den Polen und Juden vermittelte. Manche, besonders junge, Juden entschlossen sich, sich falsche »Ariernachweise« zu besorgen und so unerkant unter den Polen zu leben, was in der Stadt sehr riskant war; viele flohen daher aufs Land.

Kazimierz wollten die Deutschen niederreißen - sie begannen mit der Alten Synagoge, dem jüdischen Friedhof und einigen Häusern in der Szeroka-Straße. Im Laufe des Jahres 1943 gab es mehrere blutige Aussiedlungsaktionen im Ghetto, bei denen viele Juden erschossen und die Gefangenen in die Vernichtungslager, vor allem nach Belzec, deportiert wurden. Die Anzahl der Ghattobewohner reduzierte sich infolgedessen um 11000 Menschen, dennoch lebten die von Hunger und Krankheiten dezimierten Verbliebenen in allergrößter Enge, da man auch die Juden der ganzen Umgegend dorthin brachte. Es gab keinen Aufstand im Krakauer Ghetto, wohl aber eine Widerstandsbewegung. Die spektakulärste Aktion des jüdischen Widerstands in Krakau war der Überfall auf das Cyganeria-Café Weihnachten 1942, bei dem sieben deutsche Offiziere getötet und mehrere verwundet wurden. Um die überlebenden Juden bemühte sich seit 1943 die Krakauer Abteilung der polnischen Organisation Żegota, eines Rates für die Juden-Hilfe, es war aber bereits sehr spät. Im März 1943 wurde das Ghetto liquidiert. Bei der Aktion wurden etwa 1000 Menschen getötet, 2000 in ein Vernichtungslager gebracht und 4000 Arbeitsfähige in das Konzentrationslager im Vorort Plaszów eingesperrt. Bis 1944 passierten dieses Lager 150 000 Juden aus Krakau, dem gesamten Generalgouvernement, der Slowakei und Ungarn. Davon sind 8000 bis 10000 dort umgekommen. Die übrigen wurden in die Vernichtungslager, vor allem nach Auschwitz Birkenau verschickt; die meisten wurden dort vergast oder kamen anders im Lager um. Über 1200 Juden wurden von dem deutschen Fabrikanten und NSDAP-Mitglied Oskar Schindler gerettet, dessen »Emalia«-Fabrik an das Ghetto grenzte und der den Behörden vorgaukelte, ebenfalls zur Vernichtung der Juden beitragen zu wollen, während er sie in Wirklichkeit zu retten versuchte. Dieses wurde vor kurzem durch den Film Steven Spielbergs (nach dem Buch Thomas Keneallys) *Schindlers Liste* in Erinnerung gebracht.

Nach dem Zweiten Weltkrieg kehrten manche jüdischen Überlebenden nach Krakau zurück, auch manche der in der damaligen Sowjetunion Geretteten versuchten sich in der Stadt anzusiedeln. Es dürften etwa 6000 Menschen, darunter 2000 ehemalige Krakauer gewesen sein. Viele von ihnen entschlossen sich allerdings bald zur Auswanderung, weil sie nicht auf diesem Friedhof leben konnten, dort, wo ihre Familie und ein großer Teil ihres Volkes von den Nazis vernichtet wurden. Eine Rolle spielte

hier auch, daß viele das von den Deutschen konfiszierte oder bei der Flucht zurückgelassene Eigentum nicht mehr zurückerhielten. Bereits 1945 überzeugten sich die Juden in Krakau, daß sie auch im neuen Polen nicht sicher waren, weil man sie mit dem oktroyierten sowjetischen »Kommunismus« identifizierte und als dessen Anhänger anfeindete. 1948, 1957 und 1968 (bei dem dritten Mal war es die Folge der antisemitischen Politik des kommunistischen Staates) erfolgten drei Auswanderungswellen, an denen sich die Krakauer Juden, vor allem der jüngeren Generation, beteiligten.

Heute verzeichnet die jüdische Gemeinde Krakaus lediglich 180 Mitglieder, fast alles alte Leute. Die Religiösen unter ihnen - und auch die Nichtreligiösen, wenn es gilt, das Kaddisch-Gebet nach den ermordeten Eltern oder anderen toten Familienmitgliedern zu sprechen - benutzen die kleine Remuh-Synagoge. In der Alten Synagoge wurde die Abteilung des Städtischen Museums für Judaica gegründet. Dort sind auch wechselnde Ausstellungen jüdischer Kunst zu sehen, und es finden Konzerte jüdischer Musik statt. Die Tempel-Synagoge wird gelegentlich an hohen Feiertagen geöffnet, wenn viele auswärtige Gäste kommen. Die Einheimischen treffen sich bei jüdischen Bestattungen auf dem großen jüdischen Friedhof in der Miodowa-Straße. Aber damit die freudige Feier einer Bar Mizwa in Krakau stattfinden konnte, mußte man einen jungen Juden, der polnische Vorfahren hatte, aus Amerika holen. Der Junge wurde von seiner Rabbinerin begleitet, die übrigens die traditionellen Krakauer Juden zur Ausübung des Rituals nicht zuließen. In der Krakauer Abteilung der Sozial-Kulturellen Gesellschaft der Juden in Polen sind circa ebenso viele Mitglieder registriert, aber den alten Menschen fällt es immer schwerer, an den Veranstaltungen teilzunehmen; darüber hinaus sind nicht alle Mitglieder Juden. Freilich gibt es weitere Krakauer jüdischer Herkunft unter den polnischassimilierten Juden, aber diese fühlen sich als Teil der polnischen Nation, um deren Kultur, Wissenschaft und sonstiges Gemeinwohl sie bemüht sind.

MORDECHAJ GEBIRTIG

BLEIB GESUND MIR, KRAKAU!³

Bleib gesund mir, Krakau!

Bleib du mir gesund,

Es wartet der Wagen angespannt schon vor meinem Haus,
es treibt der wilde Feind
wie man treibt einen Hund,
mit Grausamkeit mich aus dir heraus,

Bleib gesund mir, Krakau!

Ich seh dich vielleicht heute
das letzte Mal mit allem, was lieb ist mir,
auf meiner Mutter Grab
das Herz sich ausgeweint,
schwer war das Scheiden mir von ihr.

Ausgeweint die Augen

bis zur letzten Träne,

benetzt mit ihnen des Vaters kalten Stein...

Ich habe des Großvaters Grab

nicht gefunden mehr,

es muß schon Sand aus seinem Grabstein geworden
sein ...

Bleib gesund mir, Krakau!

Heilig ist deine Erde,

Vater, Mutter ruhen doch in ihr,

neben ihnen zu liegen

ist mir nicht beschert,

es wartet ein Grab irgendwo weit von hier auf mich...

Bleib gesund mir, Krakau!

Bleib du mir gesund.

Es wartet der Wagen angespannt schon vor meinem Haus,
es treibt der wilde Feind

wie man treibt einen Hund

mit Grausamkeit mich aus dir heraus ...

HANNEGRET BIESENBAUM

KRAKAU, KAZIMIERZ

WIE DAS JÜDISCHE VIERTEL NEU ENTSTEHT⁴

*Bleib gesund mir, Krakau!
 Bleib du mir gesund.
 Es wartet der Wagen angespannt schon
 vor meinem Haus,
 es treibt der wilde Feind
 wie man treibt einen Hund
 mit Grausamkeit mich aus dir heraus.*

Mordechaj Gebirtig, 24. Oktober 1940. Der bedeutende jiddische Volkssänger und Poet schrieb Text und Melodie unter dem Eindruck der ersten Deportationen. Krakau - das war für Mordechaj Gebirtig vor allem das jüdische Viertel im Süden der Stadt, wo er wohnte und arbeitete: Kazimierz.

Vom Wawel dem Burgberg, einst Sitz der Herzöge und Könige Polens, kann man auf Krakau und weit hinaus in das Land jenseits der Weichsel blicken. Am Fuße des Kastells liegt Kazimierz, jahrhundertlang das religiöse, kulturelle und wissenschaftliche Zentrum der Krakauer Juden. Berühmte Talmud-Gelehrte verhalfen ihm zu internationalem Ruhm. Und der Chassidismus mit seinem volkstümlichen Pantheismus, seiner populären Mystik verlieh dem Ort bisweilen den Zauber des Fremdartig-Unheimlichen.

Der 1906 in Krakau geborene Jurist und Erzähler Władysław Krygowski notiert in seinen Erinnerungen: „Durch die dunklen und dämmrigen Straßen schlichen sich stumm und geheimnisvoll schwarze Gestalten mit Mützen, die von Fuchspelz gesäumt waren, in Kaftanen, die aufschimmerten, wenn sie in den Lichtkreis der Straßenlampen traten. Sie tauchten in den Hausfluren von Kazimierz auf und verschwanden in Durchgängen, die nur ihnen bekannt waren. Durch ein Fenster im Hof sah man tief gebeugte Gestalten, Menschen, die inbrünstig beteten - vielleicht sprachen sie im Gedenken an die Väter und Vorfäter das Gebet für die Toten, das Kaddisch.“

Stanisław Markowski, ein polnischer Fotograf der Nachkriegszeit, hat ihre Gesichter auf vergilbten Fotos entdeckt und in seinem Bildband „Krakowski Kazimierz“ veröffentlicht: Gestalten wie aus der jiddischen Literatur. Sitzt dort nicht Tewje, der Milchmann - der „augenzwinkernde Hiob“ - wissend und demütig? Auf dem Kopf

ein Samtkäppchen, daraus sich Peies - Schläfenlocken - ringeln, das Gesicht umrahmt von einem zerzausten Bart, der Blick verschleiert. „Die menschliche Landschaft, die Markowski fotografisch festgehalten hat, fanden wir damals nicht attraktiv, ganz im Gegenteil“, schreibt der 1914 in Krakau geborene Publizist Rafael Scharf in dem Bildband. „Jetzt begreifen wir, daß diese von Sorge und Weisheit durchfurchten, vergeistigten, wie auf Rembrandt-Porträts von einem inneren Licht glühenden Gesichter einfach schön waren. Erst die Katastrophe hat uns das sehen gelehrt.“ Es ist das Typische, Einmalige und Unverwechselbare dieser Gesichter, das nicht losläßt und - so widersprüchlich es wirken mag - über die Zeit hinauszuweisen scheint. Heute ziehen Touristengruppen - vielleicht aus Hamburg, aus Kopenhagen oder London - durch die Straßen von Kazimierz. „Visit places from Schindler’s List. Every day 2-hours trip with guide, by car, wirbt der Jewish Bookshop in der Ulica Szeroka. In dieser Straße, wo Steven Spielberg große Teile seines berühmten Films gedreht hat, beginnt die Rundfahrt, die - wie könnte es anders sein - zur einstigen Emaillefabrik von Oscar Schindler im Stadtteil Podgórze auf der anderen Seite der Weichsel führt.

Wer gut zu Fuß ist, läßt sich eine der schönsten Perspektiven von Kazimierz nicht entgehen: von der Ulica Krakowska die Ulica Skalczna hinunter - im Blickfeld die gotische Kirche St. Katharina und die barocke Klosteranlage „Na Skalce“, „Auf dem Felsen“, wo im 11. Jahrhundert der heilige Stanislaus den Märtyrertod erlitten haben soll, - im Rücken die Synagogen, stets niedriger und bescheidener als die Kirchen. Die Ulica Krakowska ist gewissermaßen die Trennlinie zwischen dem christlichen



*Torbogen
der Remu-
Synagoge,
ul. Szeroka*

und dem jüdischen Kazimierz. Dabei gab es durchaus Überschneidungen: etwa im christlichen Viertel ein jüdisches Gasthaus und im jüdischen Viertel die gotische Corpus-Christi-Kirche. „Kazimierz kann als ein besonders interessantes Beispiel für die Koexistenz von zwei Kulturen“ gelten, meint Zbigniew Beiersdorf, Direktor der Abteilung Denkmalschutz im Stadtamt Krakau. Freilich, diese Koexistenz verlief keineswegs ohne Konflikte.

Kazimierz wurde im Jahr 1335 von König Kazimierz dem Großen gegründet. So sollte die Hauptstadt Krakau vergrößert werden, daher auch die ursprüngliche Bezeichnung: Nowa Krakowia. 1340 wurde Kazimierz um das Dorf Bawol, dessen Mittelpunkt die heutige Ulica Szeroka bildete, erweitert. Schon zu Zeiten von Kazimierz dem Großen bestand hier ein kleines Judenviertel. Aber unter seiner Regierung - wie unter der seines Vorgängers und Nachfolgers - besaßen die Juden noch Freizügigkeit: Sie lebten auch in der Hauptstadt selbst, hatten eine eigene Synagoge, ein Bad, ein Krankenhaus, ein Hochzeitsgebäude sowie einen Friedhof außerhalb der Stadtmauern. Gegen Ende des Jahrhunderts müssen in Krakau mehrere hundert Juden gelebt haben. Sie standen unter dem ausdrücklichen Schutz der polnischen Herrscher, die in ihnen eine treibende Kraft zur wirtschaftlichen Entwicklung der Städte, zur Förderung von Handel und Handwerk sahen.

Neid und Mißgunst von seiten der christlichen Kaufleute ließen denn auch nicht lange auf sich warten. Die Kirche nutzte die Gelegenheit zu einer konzertierten Hetzjagd gegen die Juden; einen unrühmlichen Namen machte sich vor allem der Franziskanermönch Johannes Capistrano, genannt „Geißel der Hebräer“. Schließlich fühlte sich König Jan Olbracht 1495 gezwungen, die Umsiedlung der Krakauer Juden in die benachbarte Stadt Kazimierz zu verfügen - und zwar in das bereits bestehende Judenviertel im ehemaligen Dorf Bawol. Das jüdische Viertel von Kazimierz erhielt ein eigenes rechtliches System, eine Selbstverwaltung, einen Marktplatz, Schulen, Synagogen, Bäder. „Als historisches Objekt“, erklärt Zbigniew Beiersdorf vom Stadtamt Krakau, „also als Ensemble von Häusern und Objekten existiert es bis heute.“

Die Unesco hat Kazimierz in die Liste des Weltkultur- und Naturerbes der Menschheit aufgenommen. Eine Ehre natürlich, aber auch eine schwierige Aufgabe für die Stadt Krakau angesichts begrenzter Finanzmittel und eines Dickichts von Problemen. Ein besonderes Dilemma ist die Tatsache, daß Polen noch fünf Jahre nach der Wende über kein Reprivatisierungsgesetz verfügt. Unter diesen Umständen bot sich die einmalige Chance, am Eccos-Programm unter der Schirmherrschaft der Europäischen Union teilzunehmen. Das Eccos-Programm soll die Zusammenarbeit zwischen der EU und den Ländern Mittel- und Osteuropas auf kommunaler Ebene fördern.



Wysoka Synagoga

Dabei arbeiten jeweils drei europäische Städte an einem gemeinsamen Projekt - in diesem Fall Edinburgh, Krakau und Berlin. Ziel ist ein „Aktionsplan“ zur städtebaulichen Erneuerung und kulturellen Bewahrung des ehemaligen jüdischen Viertels von Krakau. Man erhofft sich von Kazimierz eine Vorbildfunktion für andere Städte in Ost- und Mitteleuropa mit ähnlichen Problemen. Über 65000 Ecu bewilligte die EU für dieses Projekt, das sind umgerechnet etwa 120000 Mark.

In den Aktionsplan sollen die Erfahrungen der drei Städte mit Denkmalschutz und Städterneuerung eingehen. So wird Krakau nach dem Vorbild von Edinburgh und Berlin ein Bürgerbüro einrichten, um die Einwohner von Kazimierz an dem Projekt zu beteiligen. Nach dem Muster des Berliner Museums für Verkehr und Technik ist in Kazimierz ein Museum für Transport und Verkehr vorgesehen - untergebracht in einem denkmalgeschützten Straßenbahndepot. Edinburgh gibt ein Beispiel, wie man alte historische Gebäude in Konzerthallen umwandeln und mit Kulturfestivals einen sanften Tourismus fördern kann. Der Aktionsplan wird jährlich aktualisiert und mit anderen Projekten zur Bewahrung und Erneuerung von Kazimierz koordiniert.

Der Leiter der Krakauer Arbeitsgruppe zur Revitalisierung von Kazimierz heißt Yazimierz Trafas, seine Stellvertreterin ist Maria Walczak. Wir gehen - gemeinsam mit Szymon Malecki, einem jungen Germanisten, der die Übersetzung aus dem Polnischen übernimmt - durch die schmalen Straßen des ehemaligen jüdischen Viertels, die noch die alten biblischen Namen auf ihren Emailleschildern tragen: Jozefa, Jakuba, Izaaka. Nur die hebräischen Inschriften, die Menora-Embleme und Davidsterne auf den Wänden verblassen allmählich - Zeugen einer Zeit, über die Manuel Rypfel, ein 1901 in Krakau geborener jüdischer Maler schreibt: „Und ehe freitags der erste Stern am Himmel erschien, beendeten die Frauen in aller Eile die Vorbereitungen zum Abendessen, das Wischen der Fußböden und das Aufräumen, eine frische Tagesdecke wurde aufgelegt, und erst jetzt nahmen die feuchten, dunklen und schrecklichen Wohnungen ein festliches Aussehen an, wenngleich sich vor diesem feiertäglichen Hintergrund die vom Elend ausgezehrten und von der Arbeit erschöpften Gesichtszüge des Hausherrn um so deutlicher abzeichneten. Von der Hausfrau mit einem Gebetsvers gesegnet, wurden die Sabbatkerzen in den Leuchtern entzündet... Die brennenden Kerzen warfen ein karges Licht auf die Straße, und dieses von Juden bevölkerte Viertel gewann dann einen eigentümlichen Reiz.“ Am Freitagabend füllten sich die Synagogen und Gebetshäuser von Kazimierz: die Alte Synagoge, die Remu Synagoge, die Popper Synagoge und die anderen, kleineren Stibl.

Heute stehen die meisten Synagogen leer oder werden kaum genutzt, wie die Remu Synagoge in der Ulica Szeroka 40. „Zweimal ist Gebet, Freitag und Samstag, für zwölf, dreizehn Personen. Kein Rabbiner, ein Kantor ist da. Für ganz Polen nur ein Rabbiner, lebt in Warschau“, erzählt der alte Mann, der sich als Mitglied der jüdischen Kongregation von Krakau zu erkennen gibt; einmal in der Woche tut er Dienst in der Synagoge. „Jeden Tag kommen viele Touristen von ganze Welt. Es kommen von New York Orthodoxe mit Peies. Es kommen von Israel viele junge Leute auch. Aber sie sprechen nur hebräisch. Ich kann nicht hebräisch, jiddisch, ja.“ Im Ghetto auf der anderen Seite der Weichsel war er gewesen, dann im Konzentrationslager, er mußte im Steinbruch arbeiten. Frau, Kind und Eltern wurden ermordet. „Tag und Nacht haben die Krematorien gebrannt“, erinnert er sich. Seinen Namen möchte er nicht nennen. „Zu was braucht man das?“ fragt er vorsichtig. „Besser nicht.“ Während der nationalsozialistischen Okkupation wurde die Synagoge geplündert und demoliert, weiß der alte Mann, in den fünfziger Jahren dann rekonstruiert.

Gestiftet wurde die Remu Synagoge 1553 von dem wohlhabenden Kaufmann Israel Isserl, der sie nach seinem Sohn benannte, dem Rabbiner Mosche Isserles abgekürzt Remu -, Rektor der seinerzeit berühmten jüdischen Schule von Kazimierz. „In der Remu Synagoge kamen die Ältesten und Reichsten der Juden zusammen, die den

Buchstaben des Talmuds vertrauten“, berichtet der Schriftsteller Wladysław Krygowski über die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen. „In die Synagoge gingen aber auch die armen Leute, die an Träume, Amulette, Beschwörungen, Geister und Dämonen glaubten; sie glaubten auch, daß Gott überall in der Natur sei und daß man, indem man sich ihr näherte, Gott näherkomme. Sie meinten, man müsse sich freuen, singen und beten, weil das Gebet wichtiger sei als der Talmud.“

Ungenutzt, verstummt, mit blinden Fenstern steht die Wysoka Synagoge in der Ulica Jozefa, „Hohe Synagoge“ genannt, weil sich der Betraum im ersten Stock befindet. Erbaut wurde sie in der Mitte des 16. Jahrhunderts. „In dieser Synagoge wurden sehr, sehr alte jüdische Druckschriften und sogar Handschriften gefunden, die waren eine lange Zeit einfach irgendwo auf dem Hinterhof gelagert und vergessen“, erzählt Kazimierz Trafas, der Leiter der Arbeitsgruppe zur Revitalisierung von Kazimierz. Inzwischen sind die Schriften Gegenstand eifriger Forschungen. Kazimierz galt im 17. Jahrhundert als Zentrum der hebräischen Philosophie; deshalb erwarten die Wissenschaftler hier noch weitere aufschlußreiche Funde. „Dieses Interesse und diese



Neben der Wysoka-Synagoge

Mode auch ein wenig für die jüdische Kultur wurde erst vor einigen Jahren so intensiviert“, erklärt Trafas, unter anderem dadurch, „daß man an der Universität das Institut für die jüdische Kultur und Geschichte gegründet hat.“

Damit knüpft die Krakauer Jagiellonen-Universität gewissermaßen an eine alte Tradition des 16. und 17. Jahrhunderts an. Krakauer Humanisten führten mit den gelehrten Juden gern Dispute. Sogar öffentliche Streitgespräche fanden statt, ein Beweis für die erneute Aufgeschlossenheit und Toleranz in Polen gegenüber den Juden - zumindest bei gewissen gebildeten Schichten. Rabbinische Schulungszentren wurden in unmittelbarer Nachbarschaft von kirchlichen Gemeindeschulen eröffnet. Eine große Anzahl von Architekten, Baumeistern und Bildhauern arbeitete sowohl für christliche als auch für jüdische Arbeitgeber in Kazimierz. Es entstanden die Kupa Synagoge, die Popper Synagoge sowie die prächtigste von allen, die Izaak Synagoge. Nach 1945 ließ die kommunistische Regierung die Gebäude von Kazimierz verfallen - mit wenigen Ausnahmen, zu denen die Izaak Synagoge gehört. Mit ihrer Renovierung wurde schon in den fünfziger Jahren begonnen. Einer der reichsten Krakauer Juden hatte sie 1638 im Stil der Spätrenaissance erbaut. Während des Zweiten Welt-



*Fassadendetail
ul. Jacuba*

kriegs wurde sie ausgeplündert und zerstört. Aber die barocke Stuckdekoration des Gewölbes und Teile von Wandmalereien in der Frauengalerie blieben erhalten. „Die Juden in New York haben eine Liste zusammengestellt der größten, der wichtigsten Denkmäler des Judentums, und diese Synagoge befindet sich auf dem dritten Platz“, erzählt Kazimierz Trafas.

Überhaupt sind es vornehmlich die Synagogen, die den hohen Denkmalwert von Kazimierz ausmachen. Im 16. und 17. Jahrhundert, der Blütezeit von Kazimierz, muß die Stadt zwar prächtige Renaissancehäuser besessen haben; aber die meisten fielen der Brandkatastrophe von 1693 zum Opfer. Eine Reihe von Krisen und Kriegen im 17. und 18. Jahrhundert führte schließlich zur Verelendung von Kazimierz. 1801 verlor die Stadt ihre Autonomie und wurde Krakau eingemeindet.

Die jüdische Bevölkerung von Kazimierz lebte im 19. Jahrhundert und zu Beginn des 20. Jahrhunderts von Handel und Handwerk. Die Männer arbeiteten als Lehrer in den Chederschulen und als Schwarzarbeiter. Aber ihr Verdienst war im allgemeinen minimal. Und doch herrschte in den Straßen von Kazimierz eine Vitalität, eine Vielfalt und Geschäftigkeit, die der materiellen Armut zu trotzen schien. Jüdische und nichtjüdische Passanten, jüdische Lastträger, Fuhrleute, Straßenhändler, Arbeiter, Handlungsgehilfen, die zur Arbeit eilten, hat der Krakauer Maler Manuel Rypfel damals beobachtet, „jüdische Frauen mit Kindern auf dem Arm, die etwas feilboten, zum Beispiel frische Beigel in Körben oder gebratene Leber in großen Schüsseln oder gekochte Kichererbsen -,arbes’-, stark gesalzen und gepfeffert, oder gebackene Birnen, Sauerkraut mit Äpfeln, Saubohnen, Heringshäppchen, während jüdische Obsthändler mit Körben von Kirschen oder Orangen ihre Waren anpriesen und mit heiserer Stimme riefen: ‘Kauft, kauft süße Blutorangen! Drei Stück für zwanzig Groschen! Heute für Geld, morgen umsonst! Kauft, kauft!’ Eisverkäufer mit hölzernen Bottichen auf dem Rücken riefen: ‚Eis, Eis!’ Um sie scharten sich Kinder, denen das Wasser im Mund zusammenlief, während sie die Glückspilze begafften, welche die für sie unerreichbaren Leckereien verspeisten.“

Wir gehen die Jozefastraße entlang, die sich langsam wieder zu dem entwickelt, was sie einmal war: die wichtigste Handelsstraße in Kazimierz mit kleinen typischen Werkstätten und Handwerksstuben. Da gibt es eine Rahmenhandlung, eine Schreinerei, eine Buchbinderei. „Eines der Ziele unseres Projektes ist gerade die Erhaltung oder Wiederbelebung dieser Werkstätten“, erklärt Kazimierz Trafas. „Man muß auch sagen, daß seit einigen Jahren Menschen, die nicht jüdischer Herkunft sind, sich für diese Kultur interessieren; sie gründen Cafés und Galerien.“

Maria Walczak, Trafas Stellvertreterin in der Arbeitsgruppe zur Revitalisierung von Kazimierz, die seit langem in der ehemaligen Judenstadt wohnt, erzählt von den stu-

fenweisen Veränderungen in ihrem Viertel. Anfangs blickte sie von ihrem Fenster aus auf verfallene Gebäude; inzwischen gibt es ganze Häuserzeilen, die hell und freundlich aussehen. So mühsam und langwierig der Erneuerungsprozeß auch ist, wenn man hier lebt, dann sieht man schon, daß sich manches verändert.

Da fallen die Gegensätze um so stärker auf. In der Ulica Jakuba/Ecke Izaaka zum Beispiel steht ein sorgfältig renoviertes einstöckiges Gebäude mit hellem Verputz - künftiger Sitz des ungarischen Konsulats. Schräg gegenüber ein Wohnhaus, grau, heruntergekommen, elend. Im ersten und zweiten Stockwerk wohnen zwar noch Menschen, aber im Erdgeschoß ist die Nässe so hoch gestiegen, daß ein Leben dort nicht zumutbar ist; Geröll, Papier, Unrat bedecken den Boden. „Das Problem ist, daß man Angst hat vor Investitionen. Womöglich investiert man viel Geld, und dann erscheint doch der Eigentümer, das Geld ist verloren“, sagt Maria Walczak. Die früheren Bewohner waren vor allem Juden, die während des Krieges deportiert und ermordet wurden. Potentielle Erben ausfindig zu machen, sei kompliziert, weil sie über die ganze Welt verstreut lebten, erklärt sie. Manchmal seien es auch Eigentümergruppen, die sich über die Zukunft des Hauses erst einig werden müßten.

Weniger kompliziert ist die Situation bei den Synagogen oder Bethäusern, die der jüdischen Kongregation der Stadt Krakau gehören - der Nachfolgerin der jüdischen Gemeinde aus Vorkriegszeiten. So fällt in der Ulica Meiselsa/Ecke Plac Nowy ein Haus auf, eine ehemalige Gebetshalle mit Wohnhaus, liebevoll renoviert und 1993 der Öffentlichkeit übergeben: im Inneren ein überdeckter Lichthof mit Café im Erdgeschoß und umlaufender Galerie im ersten und zweiten Stock. In der früheren Gebetshalle, heute Veranstaltungssaal, wurde das Deckengemälde originalgetreu restauriert - ein orientalisches Pflanzenmotiv: Rosetten, Akanthusblätter, Granatäpfel. Zwei Millionen Dollar hat die Stiftung Judaica bereitgestellt, damit an dieser Stelle ein kleines, feines Kulturzentrum mit Bibliothek und Ausstellungsraum entstehen konnte - eines, das den Bedürfnissen der Bewohner von Kazimierz, aber auch der Touristen aus Israel und Amerika gerecht wird, die auf den Spuren ihrer Vorfahren sind. Kazimierz soll wieder werden, was es einmal war, betonen die Denkmalschützer, ein „Symbol der Toleranz für ethnischen und kulturellen Pluralismus“.

Beispiele dafür sind das Kulturzentrum und der Obst- und Gemüsemarkt auf dem Plac Nowy, das ungarische Konsulat und das Institut für osteuropäische Studien, das Atelier für österreichische Künstler und das Gesundheitszentrum, das Restaurant Ariel mit jüdischer Küche und das Nürnberger Haus, renoviert von Krakaus Partnerstadt Nürnberg, demnächst Restaurant mit bayerischen Spezialitäten, außerdem renovierte Wohnungen für zirka 18 000 Menschen und nicht zuletzt die imposante Alte Synagoge aus dem 15. Jahrhundert in der Ulica Szeroka, Domizil der sehenswerten jüdi-

schen Abteilung des Historischen Museums der Stadt Krakau. Kazimierz wird einmal ein gefragtes Wohnviertel sein, womöglich anziehender als so manches andere, denn es besitzt durch seine Geschichte eine besondere Atmosphäre, betont Eugeniusz Duda, der Leiter des jüdischen Museums. Diese Vergangenheit darf niemals vergessen werden.

Nicht vergessen - darum bemühen sich die Denkmalschützer schon seit den fünfziger Jahren. 1959 bis 1960 wurde der berühmte Remu Friedhof, während der deutschen Okkupation völlig ruiniert, wiederhergestellt. Der Friedhof - direkt neben der gleichnamigen Synagoge birgt kostbare Grabsteine aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert und ist der größte dieser Art in Polen. Hier ruht auch Mosche Isserles-Remu, gestorben 1572. Jahrhundertlang wälzte sich an seinem Todestag eine riesige Menge von dunkelgekleideten Menschen durch die Ulica Szeroka zur Eingangspforte des Friedhofs. „Dort“, so schreibt Manuel Rympel in seinen Erinnerungen, „saßen die hebräischen Schriftkundigen, die von Menschenmassen, vorwiegend Frauen, belagert wurden. Jede wollte den Schriftkundigen ihre Klagen, Beschwerden, Schwierigkeiten und Wünsche diktieren. Gegen ein kleines Entgelt erhielt sie den Zettel, auf dem der Schreiber ihren Vornamen, Namen und Mädchennamen notiert hatte, und nachdem sie sich durch das Tor gezwängt und die mit dem Eisengitter umgebene Grabstätte von Rabbi Isserles erreicht hatte, warf sie den Zettel auf den Grabstein. Tausender solcher beschriebener Zettelchen landeten auf dem Grab des großen Gelehrten und bedeckten es wie Herbstlaub.“

In den Jahren 1940 und 1941 wurden in der Ulica Szeroka die jüdischen Bewohner von den Nationalsozialisten zusammengetrieben. Über diese Straße, diese Pflastersteine sind die Menschen in Richtung Weichselbrücke gegangen - vielleicht hastig, vielleicht zögernd, beladen mit ein paar Habseligkeiten, im Rücken die Kommandorufe und die Gewehrkolben der SS-Schergen. Dieser historische Ort sollte mit großer Sorgfalt und hohem Respekt behandelt werden, fordern die Denkmalschützer, der Erhalt des Straßenpflasters habe absoluten Vorrang. Im Ghetto, auf der anderen Seite der Weichsel, wurden viele Juden erschossen, unter ihnen der jiddische Poet und Volkssänger Mordechaj Gebirtig. Die meisten anderen kamen später in den Vernichtungslagern von Bełżec und Auschwitz-Birkenau um.

65 000 Juden lebten vor dem Zweiten Weltkrieg in Krakau, heute sind es knapp 200, meist alte Menschen. „Es war einmal ein Leben“, schreibt der jiddische Schriftsteller Schalom Asch in seiner Erzählung ‚Krakau‘. Es gibt dieses Leben, es gibt diese Juden nicht mehr. Aber man kann sich bemühen, mahnt der Krakauer Philosoph Henryk Halkowski, die Erinnerung an sie festzuhalten und zu bewahren... an ihr Leben, an die Werte, die einst ihr Leben bestimmt hatten, ihre Innenwelt und ihre unwiederholbare

Kultur. Und Krakau war einer jener Orte, wo dieses Leben am reichsten, am schönsten, am vielfältigsten gewesen war - und wo die meisten Spuren davon erhalten sind.



*Auf dem
Neuen
Friedhof
1988*

MORDECHAJ GEBIRTIG

MINUTEN DER ZUVERSICHT⁵

Juden! Seid nur fröhlich!
s dauert nicht mehr lang,
geht der Krieg zu Ende,
kommt ihr Untergang.
Fröhlich! Nur nicht sorgen,
nicht herumgehn trüb.
Habt Geduld bis morgen,
heute nehmt vorlieb ...
Nur Geduld, Vertrauen,
haltets in der Hand
-unsre alte Waffe -
das hält uns beieinand.
Freut euch, tanzt den Henkern!
s dauert nicht mehr lang.
War einmal ein Hamann-
s kommt sein Untergang.

Freut euch, tanzt den Henkern!
Leiden kann ein Jüd,
s wird die schwerste Arbeit
uns nicht machen müd,
Kehren? Nun, wir kehren.
Solang ihr werdet sein,
ist umsonst das Kehren,
nichts wird davon rein ...
Waschen? Nun, wir waschen,
doch der rote Fleck,
Blut von Abels Herzen,
der wäscht sich nicht mehr weg ...
Treibt uns aus den Heimen,
schneid't uns ab die Bärt
Juden, seid nur fröhlich!
Wir haben sie in dr Erd.

(Kraków, 2. Oktober 1940)

ULRICH HERBERT

KNAPPE FORMELN ERKLÄREN DEN MORD
AN DEN JUDEN NICHT⁶

ÜBER DIE AUFKLÄRERISCHE HERAUSFORDERUNG DER GESCHICHTE DES HOLOCAUST

In Deutschland hat sich in den vergangenen zweieinhalb Jahrzehnten die wissenschaftliche Diskussion über den Holocaust auf die Frage nach der Ingangsetzung des Völkermords konzentriert; aber weniger durch konkrete und empirische Forschung, sondern eher durch Diskussion und Interpretation. Die Fragen, wie der millionenfache Massenmord tatsächlich zur Praxis wurde, auf welche Weise Millionen von Menschen umgebracht wurden, wer daran beteiligt war, wer davon wußte - diese Fragen wurden kaum gestellt und vor allem nicht durch empirische Forschung bearbeitet. Es waren nicht die Historiker, sondern die bundesdeutschen Staatsanwaltschaften, die darüber im Kontext der Ermittlungsverfahren gegen NS-Täter in den 60er, 70er und 80er Jahren intensive Nachforschungen angestellt haben.

Und auch die Frage nach der Bedeutung des Antisemitismus in diesem Zusammenhang wurde mit dem Hinweis auf die strukturellen Faktoren bei der Ingangsetzung des Völkermordes nicht beantwortet, ja nicht einmal berührt. Denn je mehr wir in den vergangenen Jahren über die Strukturen des NS-Regimes, die die Ingangsetzung des Völkermords beförderten, lernten, desto stärker gerieten die Täter in den Hintergrund, ebenso wie ihre Denkwelt und ihre Überzeugungen, bis man den Eindruck gewinnen konnte, der radikale Antisemitismus sei in Deutschland nur eine Randerscheinung gewesen und im Zusammenhang mit der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik ein höchst nachrangiger Faktor.

Neue empirische Studien wie die von Sandkühler und die von Pohl über die „Endlösung“ in Galizien, von Dieckmann über Litauen, von Manoschek über Serbien, von Gerlach über Weißrußland sowie vor allem von Michael Zimmermann über den Massenmord an den „Zigeunern“ aber fördern ein ganz anderes Bild zutage. Dabei spielen die deutschen zivilen und militärischen Besatzungsverwaltungen, die stationären Polizeieinheiten, überhaupt die regionalen deutschen Machtzentren, in den besetzten Gebieten vor allem des Ostens eine ausschlaggebende Rolle. Eine Vielzahl von Tätern kommt in den Blick. Die Berliner Zentrale verliert ihre alleinige, womöglich sogar ihre überragende Bedeutung. Statt anonymer politischer Strukturen, die einen wie automatisch ablaufenden Prozeß zu steuern scheinen, kommen handelnde Menschen ins Blickfeld, Menschen mit Namen, Vergangenheiten, politischen und ideologischen Überzeugungen und mit Verantwortung. Damit aber gewinnt die Frage nach

den Motiven der Täter, nach ihren ideologischen Überzeugungen und Objektivatio-
nen und nach dem Bezugssystem zwischen den Tätern und der deutschen Gesell-
schaft, der sie entstammen, eine neue Brisanz.

Welche Rolle spielte hierbei der Antisemitismus? Es gibt keine Untersuchung, die
uns schlüssig darüber informieren könnte, wieviel Prozent der Deutschen vor und
nach 1933 als Antisemiten zu gelten hätten. Es gab einen Bodensatz von radikalen
Judenhassern, für die etwa der Nürnberger Gauleiter Streicher und das berüchtigte
Antisemitenblatt „Stürmer“ stehen. Sie waren nicht unbedeutend, aber ihr krakee-
lendes, von Ausschreitungen begleitetes Auftreten traf in der Öffentlichkeit, zum
Teil sogar innerhalb der NSDAP, auf Ablehnung.

Weitaus bedeutender hingegen waren jene wie schon im Kaiserreich, so auch und
noch verstärkt während der Weimarer Jahre verbreiteten Formen eines eher passiven
Antisemitismus, der durch die Entwicklung während des Ersten Weltkrieges und der
Nachkriegszeit neue Nahrung erhalten hatte, sich aber nicht in offener Feindseligkeit
oder Straßenkrawallen äußerte. Daß die Juden einen Fremdkörper im deutschen Vol-
ke darstellten, daß sie besonders unangenehme Eigenschaften besäßen, daß sie mit
den Feinden Deutschlands aus dem Ersten Weltkrieg in Verbindung stünden, daß sie
die Presse beherrschten und sich am Krieg ebenso wie an Inflation und Wirtschafts-
krise bereichert hätten - das war die Überzeugung vieler in Deutschland, und es ist
nicht ausgeschlossen, daß sie schon vor 1933 in Deutschland eine Mehrheit stellten.
Das trifft zum einen auf die Anhänger und Wähler der NSDAP zu. Zwar waren ge-
wiß nicht alle und vielleicht nicht einmal die Mehrheit der NSDAP-Wähler Antise-



*Lagertor
Auschwitz-
Birkenau*

miten - aber sie waren doch bereit, die von der Nazipartei angekündigte Entrechtung der Juden zu akzeptieren, wenn ihnen selbst nur Brot und Arbeit geboten würde. Auch in der Deutschnationalen Volkspartei war ein deutlicher, auf dem rechten Flügel sogar radikaler Antisemitismus notorisch, selbst in Stresemanns DVP war diese Einstellung nicht selten - nicht anders in den großen Wehrverbänden wie dem Stahlhelm und, besonders ausgeprägt, in der protestantischen Kirche. Dies war kein eigentlich fanatischer, aggressiver Antisemitismus. Aber er reichte doch hin, um selbst ein radikales Vorgehen gegen die Juden zu akzeptieren, als solches dann von der Regierung und auf „gesetzlichem Wege“ besorgt wurde. Und in dem Maße, wie sich diese Akzeptanz ausweitete, wuchs wohl auch die Überzeugung, daß es mit der Verfolgung der Juden schon seine Richtigkeit haben müsse, denn wer so bestraft werde, könne gewiß nicht ganz unschuldig sein.

Aber es gab, vor 1933, eben auch Gegenkräfte, nahezu ebenso stark wie die Antisemiten selbst, und diese heftig und ohne Umschweife bekämpfend. Natürlich vor allem bei den Arbeiterparteien, aber eben auch bei den Katholiken oder den Linksliberalen. Wie stark verbreitet der Antisemitismus vor 1933 auch immer gewesen sein mag - ob bei 30, 40 oder 50 Prozent der Bevölkerung - immer stand auch entschiedene Ablehnung gegenüber. Und nicht zuletzt daran knüpfte sich die Hoffnung, ja die Überzeugung zahlreicher Juden, daß der Antisemitismus ein allmählich absterbendes Überbleibsel aus finsterner Vergangenheit sei.

Seit 1933 aber, dies ist eine zwar simple, aber wichtige Feststellung, konnte der Anti-Antisemitismus öffentlich nicht mehr zum Ausdruck gebracht werden. Zwar gab es manche Formen, in denen man seinen Abscheu gegen judenfeindliche Maßnahmen privat manifestieren konnte, aber nicht öffentlich; während die öffentliche Ebene den verschiedenen Schattierungen des Antisemitismus vorbehalten blieb. Auf welche Weise stehen aber die verschiedenen Schattierungen antisemitischer Einstellungen in der deutschen Bevölkerung mit dem Geschehen des millionenfachen Massenmorde selbst in Verbindung? Diese Frage möchte ich anhand dreier Beispiele näher untersuchen, die neueren Arbeiten jüngerer deutscher Historiker entnommen sind.

Das erste Beispiel betrifft die sogenannte Arierisierung. Der Hamburger Historiker Frank Bajohr hat in seinen Forschungen, die im Herbst veröffentlicht werden, untersucht, wer in welcher Weise von der Wegnahme des Eigentums der Juden profitierte. Für die Zeit vor 1939 ergibt sich, daß es außer dem Staat und den großen Banken insbesondere die unmittelbare Umgebung der enteigneten Juden, derer die emigrierten und derer, die in Deutschland blieben, war, die sich der Firmen und des Vermögens bemächtigte. Ganz unbekannt war, in welchem Ausmaß sich dies nach Kriegsbeginn fortsetzte. Im Hamburger Hafen wurden seit 1941 in riesigen Mengen der Hausrat

der Juden aus Hamburg, dann aus ganz Deutschland, schließlich aus Westeuropa wöchentlich verkauft oder versteigert: Pelze, Teppiche, Stilmöbel waren besonders begehrt. Aber auch einfache Textilien, Lampen, Geschirr, Kinderspielzeug wurden hier teilweise zu Schleuderpreisen verkauft. Insgesamt wurden allein in Hamburg während des Krieges 60000 Tonnen Textilien und Mobiliar aus jüdischem Besitz angeboten. Insgesamt waren es mindestens 100000 Hamburger, die bei den Versteigerungen des „Judenguts“ etwas erwarben. Denn daß diese Gegenstände von Juden abstammten, war bekannt. Die Enteignung zunächst der deutschen, dann der europäischen Juden war also kein geheimer, abgeschotteter Vorgang, vielmehr vermochte ein nicht kleiner Teil der deutschen Bevölkerung davon durchaus zu profitieren. Gewiß wußten die meisten Deutschen nicht oder nicht genau, was sich da „im Osten“ genau abspielte.

Die vorhandenen Quellen, vor allem die biographischer, subjektiver Natur, geben viele Hinweise auf das, was über das Schicksal der Juden „im Osten“ ins Reich durchsickerte, wieviel und wieviel Genaueres auch die auf Urlaub zurückkehrenden Soldaten erzählten oder auch nur andeuteten. Die Politik gegen die Juden, das ist von heute aus schwer zu verstehen, war vor und mehr noch während des Krieges für die deutsche Bevölkerung im Reich kein wichtiges Thema. Und der Vielzahl der eigenen Beobachtungen, der Berichte und Gerüchte über das, wie man mit den Juden vorgeht, nicht nachzugeben, sie nicht zu einem Bild zusammenzuformen und die naheliegenden Schlüsse daraus zu ziehen - das bezeichnet exakt den Prozeß der Verdrängung.



*Birkenau
Baracken*

Das zweite Beispiel: In den ersten Tagen des Oktobers 1941 beschloß die Zivilverwaltung des Distrikts Galizien, wie schon in Lemberg und anderen Städten und Kreisen nun auch in dem kleinen Grenzort Stanislau die dort lebenden Juden in einem eigenen Wohnbezirk, einem Ghetto, zusammenzufassen. Dieses sollte allerdings erheblich weniger Menschen aufnehmen, als es Juden in Stanislau gab. Der höhere SS- und Polizeiführer Katzmann und der Befehlshaber der Sicherheitspolizei, Tanzmann, beauftragten daher den Leiter des Grenzpolizeikommandos Stanislau, Krüger, damit, die Zahl der Juden von Stanislau zu verringern. Am Sonntag, dem 12. Oktober, einem jüdischen Feiertag, sollte diese Dezimierung stattfinden. Gegen 10 bis 11 Uhr vormittags begann die Erschießung. Die Opfer wurden durch ein großes Tor auf das Friedhofsgelände getrieben. Dort mußten sie sich neben dem Tor auf den Boden setzen, wo sie von einem MG-Posten bewacht wurden. Kleine Gruppen der Opfer trieb man dann an eine der großen Gruben, wo die Schützen nebeneinander standen. Die Juden mußten auf dem Weg zur Exekution an ausgebreiteten Decken vorbei, wo sie ihre Wertsachen und Pelze abzulegen hatten. Sie mußten dann in 5er-Gruppen an den Rand des Grabes treten und wurden dort erschossen; Kleinkinder in den Armen der Erwachsenen.

Nach Feststellungen des Judenrats nach dem Massenmord waren etwa 10000 bis 20000 Menschen umgebracht worden, bis die einbrechende Dunkelheit die Polizeieinheiten zum Abbruch der „Aktion“ zwang. Die noch lebenden Juden wurden nach Hause geschickt. Zahlreiche Schaulustige kamen am Friedhof vorbei, um die letzten Spuren zu besichtigen; die Toten waren nur notdürftig begraben worden.



Auschwitz I

Dieser Bericht über den Blutsonntag von Stanislaw am 12. Oktober 1941 findet sich in den beiden wichtigen Studien von Thomas Sandkühler und Dieter Pohl über die „Endlösung“ in Galizien. Er beschreibt den Alltag des Judenmords. Allein in Galizien gab es viele solcher Massaker, bevor die deutschen Behörden seit dem Frühjahr 1942 dazu übergingen, die Mehrzahl der Juden in der Vernichtungsstation Belzec umbringen zu lassen. Der Bericht ist in mehrerer Hinsicht symptomatisch. Er zeigt das Handeln der regionalen Behörden, und zwar der Zivilverwaltung, der Sicherheitspolizei, verschiedener anderer Dienststellen, der deutschen Schutzpolizei und der ukrainischen Hilfspolizisten. Er beschreibt ein Massaker, das zu einem Zeitpunkt stattfand, als es einen Entschluß oder gar einen Befehl zur „Endlösung“, also zur Ermordung aller Juden, mit Sicherheit noch nicht gegeben hat, der Entschluß zu dem Massenmord in Stanislaw war vielmehr Folge des Befehls zur Ghettoisierung der Juden in Stanislaw. Der Bericht zeigt, wie öffentlich dies alles stattfand, wie viele Unbeteiligte dabei zusehen oder anschließend zum Ort des Geschehens kamen. Vor allem aber wird deutlich, daß auch die Zahl derjenigen, die direkt oder indirekt an der nationalsozialistischen Mordpolitik beteiligt waren, weit, *sehr* weit über den Kreis derer hinausgeht, die die Gewehre hielten oder die Gaskammern schlossen. Was die Zahl der an dem Mordgeschehen Beteiligten angeht, so ist die verbreitete Vorstellung von dem Massenmord als einem quasi anonymen Vorgang, als einem „fabrikmäßigen Töten“ irreführend. Die Zahl derjenigen Juden, die in einem der großen Tötungszentren durch Gas erstickt wurden, dürfte nicht mehr als etwa die Hälfte der sechs Millionen ermordeter Juden ausgemacht haben. Und selbst dort, in Auschwitz, Treblinka, Majdanek, hatte es der Tätigkeit sehr zahlreicher Beamter, Parteibeauftragter, Militärs, Polizisten bedurft, um die Juden zu erfassen, zu konzentrieren, zu deportieren, sie zur Zwangsarbeit zu schicken, sie zu ernähren, sie dann in eine der Vernichtungsanstalten zu bringen, und sie schließlich zu ermorden. Das Schicksal der Juden, ihr tägliches Los, ihre Bestimmung waren zudem für nahezu jeden, der im Generalgouvernement bei einem der Organe der deutschen Besatzungsmacht tätig war, spätestens seit dem Frühjahr 1942 ein offenes Geheimnis. Wer einmal gelesen hat, in welcher geradezu unglaublicher Weise zwischen den verschiedenen deutschen Dienststellen und Unternehmensvertretern hier um tausend, da um 200, dort um 3000 Juden verhandelt wurde, alles auf dem Hintergrund, daß die nicht Arbeitsfähigen sofort, die anderen wohl nicht viel später umgebracht würden, dem werden Vorstellungen wie die eines geheimen Mordplans geradezu zynisch vorkommen. Nicht anders und wohl noch eindeutiger war dies in den besetzten Gebieten der Sowjetunion der Fall. Mein drittes Beispiel bezieht sich auf Litauen, auch hier auf den Spätsommer und Herbst des Jahres 1941 und auf ein großes Forschungsprojekt meines

Freiburger Kollegen Christoph Dieckmann. In der Stadt Kaunas lebten etwa 40000 Juden. Unmittelbar nach dem Einmarsch der Deutschen begann ein furchtbares, in den Einzelheiten kaum zu schilderndes Gemetzel. Mit Duldung, wohl auch auf Veranlassung der Einsatzgruppe der Sicherheitspolizei und des SD, jagten litauische Nationalisten die Juden durch die Stadt und erschlugen und erschossen auf dem Marktplatz der Stadt Hunderte von ihnen. Die Deutschen brachten daraufhin alle 40000 Juden in eine Kasernenanlage in der Stadt, das 7. Fort. Zehntausend von ihnen, durchweg Männer, wurden in den folgenden Tagen von den deutschen Polizeieinheiten sowie von ukrainischen Hilfspolizisten erschossen - mit der Begründung, es handle sich um jüdische Bolschewisten. Die überlebenden Männer sowie die Frauen und Kinder wurden einige Tage später in einem abgesperrten Viertel von Kaunas ghettoisiert. Acht Wochen später, Anfang September 1941, begannen die deutschen Behörden mit der Vorbereitung der Räumung eines Teils des Ghettos. Wie in den anderen Regionen in der besetzten Sowjetunion, sollten nun die als überflüssig deklarierten Juden erschossen werden und zwar nun auch Frauen und Kinder.

Aber es kam etwas dazwischen. Am teilzerstörten Flughafen der Stadt nämlich waren in einer Barackensiedlung etwa 10000 sowjetische Kriegsgefangene untergebracht. Wie zu dieser Zeit überall in der Sowjetunion, erhielten die Kriegsgefangenen von den deutschen Behörden jedoch keine bzw. unzureichende Verpflegung, so daß viele von ihnen starben. Bis Ende des Monats waren nahezu alle dort untergebrachten sowjetischen Soldaten gestorben. Dadurch aber besaßen die deutschen Besatzungsbehörden nun für den wieder aufzubauenden Flughafen keine Arbeitskräfte mehr. Also intervenierte der zuständige Beamte des mittlerweile eingerichteten deutschen Arbeitsamtes in Kaunas bei seinen für die Juden zuständigen Kollegen in der deutschen Zivilverwaltung mit der Bitte, mit der „Teilräumung“ des Judenghettos aufzuhören, weil er die Juden statt der sowjetischen Soldaten für die Arbeit am Flughafen benötigte. Diesem Wunsche wurde entsprochen, und etwa 3000 Juden begannen mit den Aufräumarbeiten am Flughafen von Kaunas. Knapp acht Wochen später allerdings bestimmte die Zivilverwaltung, daß der Anteil der nicht arbeitsfähigen Juden im Ghetto von Kaunas zu hoch sei und dezimiert werden müsse. Daraufhin wurden die Ghettobewohner nach Arbeitsfähigkeit selektiert, zweitausend vorwiegend alte Männer, etwa 3000 Frauen und 5400 Kinder wurden in das 9. Fort gebracht und von den Angehörigen des 11. Polizeibataillons, also der deutschen Ordnungspolizei, sowie von litauischen Hilfspolizisten innerhalb von zwei Tagen erschossen.

Von Geheimhaltung also war auch hier keine Rede. Das ganze Geschehen spielte sich vor aller Augen ab, sowohl der Hungertod der sowjetischen Gefangenen wie zunächst die Pogrome, dann die Massenerschießungen der Juden. In die Diskussion

um das Schicksal der Juden waren alle Dienststellen der Deutschen in Kaunas einbezogen. Und so und ähnlich wie in Kaunas vollzog sich der geschilderte Prozeß in diesen Wochen in allen größeren Städten in Litauen, im Baltikum, in den besetzten Gebieten der Sowjetunion. Der Prozeß der massenhaften Ermordung von Millionen Menschen war kein von der allgemeinen Besatzungsverwaltung isoliertes Geschehen, sondern ein Bestandteil der deutschen Besatzungspolitik im Osten. Dadurch aber wird die Frage nach den Motiven ebenso wie nach der Verantwortung neu gestellt.

Über die Motive der direkt an den Mordtaten Beteiligten wissen wir bislang nur wenig. Insgesamt verweisen die vorliegenden Untersuchungen ebenso wie die in großer Zahl vorhandenen Quellen auf eine Vielzahl von Motiven. Hier spielten Opportunismus eine Rolle und ein verbreiteter Mangel an positiven, wertbesetzten Normen; Fatalismus und Obrigkeitshörigkeit, Sadismus

und vollständige Abstumpfung. Es ist jedoch auch unübersehbar, daß es sich bei vielen der Protagonisten, wenn auch nicht bei allen, um Antisemiten handelte, wenn gleich sich hinter diesem Begriff offenbar sehr unterschiedliche Einstellungen verbergen konnten. Vor allem aber wurde die Politik des Völkermords wohl auch als ein durch die Ausnahmesituation des Krieges legitimierter, zugespitzter, unumgänglicher Ausdruck der Politik des Krieges und der Eroberung insgesamt verstanden, jener Politik, die von der Mehrheit der deutschen Bevölkerung jedenfalls für lange Zeit mitgetragen wurde. Denn die Begründungen für den Massenmord standen jeweils im Zusammenhang mit Gefahren oder Bedrohungen, die durch die „Liquidierung“ der Juden vermeintlich abgewendet werden könnten: die „Säuberung des Hinterlandes“ der Ostfront etwa oder die „Aushebung von Partisanennestern“, die Beseitigung von

TADEUSZ RÓŻEWICZ
LASST UNS⁷

Vergesst uns
und unsere generation
lebt wie menschen
vergesst uns

wir beneiden
pflanzen und steine
beneideten hunde

ich wollte ich wär eine ratte
sagte ich damals zu ihr

ich wollte nicht sein
ich wollte einschlafen
und nach dem kriege erwachen
sagte sie mit geschlossenen augen

vergesst uns
fragt nicht nach unserer jugend
lasst uns

Schwarzhandel oder von Krankheiten, die Bestrafung von Sabotagemaßnahmen, von Attentaten auf deutsche Soldaten oder eben die Ausrottung des Bolschewismus. Der Antisemitismus fand seinen spezifischen Ausdruck darin, daß die Verfolgung, die Unterdrückung, die Ermordung der Juden mit jeweils nützlichkeitsbezogener, utilitaristischer Zielsetzung begründet wurde - und daß die Protagonisten diesen Zusammenhang für überzeugend hielten: die Juden als Träger des Bolschewismus, als Verbreiter von Krankheiten, als Spione, als Partisanen. Oder es hieß: für die Juden sei kein Wohnraum mehr da; sie müßten daher dezimiert werden; oder: die weitere Ernährung der arbeitsunfähigen Juden gefährde die Versorgung der Truppe. Auf diese Weise wurde der Genozid mit politischen, militärischen, polizeilichen, bevölkerungsgesundheits- oder ernährungspolitischen Zielen verknüpft, die schon aus patriotischen Motiven Unterstützung auch bei solchen fanden, die den Nationalsozialisten innerlich fernzustehen glaubten. Nimmt man die skizzierten Beobachtungen zusammen, so wird ein Feld sehr unterschiedlicher Formen des Antisemitismus sichtbar, denen auch innerhalb des Geschehens selbst verschiedene Funktionen beikamen: Bei einem erheblichen Teil der deutschen Bevölkerung, vor allem jenem, der vor 1933



Rampe

politisch rechts gestanden hatte, ist wohl in der Tat von einem manifesten Antisemitismus auszugehen, ohne daß dies jedoch die politische Orientierung allein oder nur vorrangig geprägt hatte. Das ist etwas anderes als eine seit jeher auf „Elimination“ der Juden gerichtete Überzeugung. Aber als die jüdischen Nachbarn dann aus ihren Wohnungen geholt und nach dem Osten deportiert wurden, besaß diese Gruppe doch keinerlei politische oder moralische Substanz mehr, die sie vor einer Hinnahme, Akzeptanz oder Unterstützung solcher Maßnahmen bewahrt hätte. Und um wieviel mehr traf dies auf jene zu, die nach 1939 oder 1941 in den deutschen Besatzungsadministrationen Dienst taten und mitansahen, was dort vor sich ging.

Der radikale, auf Handlung drängende Antisemitismus hingegen war eher in relativ kleinen Gruppen festzustellen, in zwei sehr unterschiedlichen Varianten, zum einen bei den aktiven, wirklich „fanatischen“ Antisemiten, die es zu unmittelbarer Aktion drängte, deren Perspektive aber im Grunde der Pogrom war. Viel wichtiger aber waren die jungen, akademisch ausgebildeten Radikalen in den Führungsgruppen des Terror- und Verwaltungsapparates des NS-Regimes, für die der Massenmord eine extreme, unter den entsprechenden Umständen jedoch zu billige Variante der Deportations- und Vertreibungspolitik war und für die der rassistische Antisemitismus ebenso ein Element der Motivation und Radikalisierung wie einen Legitimationsfaktor bedeutete.

Man soll sich also nicht täuschen: der Völkermord an den Juden wurde gewiß nicht von „den Deutschen“ begangen und war nicht aus einem jahrhundertlang in der deutschen Kultur eingewurzelten eliminatorischen Antisemitismus gespeist, wie dies von dem amerikanischen Historiker Goldhagen postuliert worden ist. Aber ein erheblicher Teil der deutschen Bevölkerung war, in abgestufter Weise, in der Tat scharf gegen die Juden eingestellt, und diese Haltung ist für die Ingangsetzung und Durchführung des Völkermords ohne Zweifel von Bedeutung gewesen zur Ausschaltung von Widerständen, als Faktor der Ermöglichung und Enthemmung, aber auch und nicht zuletzt als selbständiges Motiv mit erheblicher Schubkraft. Die Zahl der Deutschen, die an dem Mordgeschehen beteiligt war, geht vielleicht nicht in die Millionen, aber von vielen Zehntausend wird man wohl ausgehen müssen. Und die Männer in den Führungsgruppen des Reichssicherheitshauptamtes, der SS und der Einsatzgruppen, die am ehesten als Kerngruppe des Völkermords anzusehen sind, entstammten nicht den Outsidern und Randgruppen, sondern der Mitte und den Führungsschichten der deutschen Gesellschaft. Diese Zusammenhänge aber werden uns, die Deutschen, jenseits aller tagesaktuellen Debatten und Aufregtheiten noch lange Zeit beschäftigen. Der insgesamt gesehen eher zufällige Anlaß des Buches von Goldhagen hat eine seit langem überfällige Diskussion in Gang gesetzt, die den „Holocaust“

aus seiner Reduktion auf eine Metapher, auf ein furchtbares, aber nicht näher zu betrachtendes Geschehen löst und selbst zum Mittelpunkt der historischen Erforschung wie der öffentlichen Diskussion macht. Die aufklärerische Herausforderung der Geschichte des Holocaust liegt gerade darin, daß er sich durch knappe Formeln und einfache, besetzbare Begriffe oder Theorien nicht erklären läßt. Da es keine Theorie des Judenmords gibt, keine erlösende Kurzformel, ist es im Grunde immer nur wieder die Auseinandersetzung mit dem Geschehen selbst, die das Bedürfnis nach Aufklärung stillen kann.



ANDREAS BREITENSTEIN

ARCHIPEL DES UNTERGANGS
 AUSCHWITZ - EINE ERINNERUNG AN DIE GEGENWART⁸

Auschwitz - längst ist der Name zur Metapher für das grenzenlose Leid geworden, das Menschen Menschen antun können. Auschwitz begreifen komme dem Versuch gleich, offenen Auges in die Sonne zu starren, schreibt der holländische Historiker Louis de Jong. Auch ein Besuch vor Ort im Vernichtungslager Birkenau bringt einem die Wirklichkeit des Geschehenen nicht näher.

Zwei Stunden hat die Eisenbahnfahrt von Krakau nach Oświęcim gedauert, wenige Minuten nur die Taxifahrt an den westlichen Stadtrand, wohin sich in den realsozialistischen Jahrzehnten ein paar ähnliche Einfamilienhäuser vorgewagt haben. Gerade noch suchte man sich an den Gedanken zu gewöhnen, jetzt steht man vor jenem Ort, der die Sinndispositive der Aufklärung wie kein anderer in Frage gestellt hat: Auschwitz-Birkenau, die Megalopolis der nationalsozialistischen Judenvernichtung. Dies also die viel photographierte, langgezogene Hauptwache mit dem Tor, durch das einst die Züge Tag und Nacht mit ihrer Menschenfracht aus ganz Europa rollten. Keinen anderen Ausgang sollte es nach dem Willen der Schlächter geben als durch den Schornstein der Krematorien. „Süßlich und irgendwie klebrig“ (Imre Kertész) hing der Geruch der verbrannten Leichen über der Gegend. Die fünf Meter hohen Stichflammen aus den Kaminen waren bis zu zwanzig Kilometer im Umkreis zu sehen. Heute jagen Wolken über die von fernen Hügelzügen umgebene Ebene. Das „Grab in den Lüften“ (Paul Celan), von den Winden verweht. Unheimlich die schiere Größe des Geländes. Hinten, in den brachliegenden Feldern, endet das einstige Zubringergeleise; nach rechts, dem vor sich hin rostenden elektrischen Lagerzaun entlang und fern vorbei an der Kommandantur mit den SS-Unterkünften, führt eine Überlandstrasse. Kaum Verkehr, vereinzelt erst Besucher, später wird sich der Parkplatz mit den Bussen polnischer Schulklassen gefüllt haben, die hier jeden Tag durchgeführt werden. Die Eingänge zum Lager stehen offen; keiner, der einen kontrollieren, empfangen mag. Wie oft hat man, von Lektüren stumm und vor Bildern starr, diese Todesschwelle schon überschritten. Ein bestimmtes Verhältnis zum Entsetzlichen wähte man zu haben - jetzt, angesichts der nüchternen materiellen Gegenwärtigkeit der Überreste, wollen sich die Empfindungen nicht recht einstellen.

MASSENTÖTUNG

An jedem der 1689 Tage, an denen das KZ-System Auschwitz mit seinen 40 Außenstellen in Betrieb war, starben - so hat man es ausgerechnet - durchschnittlich 710 Menschen. „Auschwitz II“, im Herbst 1941 zunächst als Kriegsgefangenenlager auf dem sumpfigen Gebiet des Dörfchens Brzezinka („Birken-Au“) errichtet, nahm 1942 seinen systematischen Vernichtungsbetrieb auf. Als die Krematorien am 26. November 1944 demontiert und gesprengt wurden, um wenigstens die größten Spuren zu verwischen, hatten etwa eine Million Menschen durch Vergasen, Verbrennen, Erschiessen und Erschlagen, durch Hunger, Durst, Kälte und Erschöpfung, durch Gifteinjektionen sowie durch monströse medizinische Versuche ihr Leben gelassen. Der Phantasie des Tötens waren hier keine Grenzen gesetzt.

Mit der Ermordung von 437 000 ungarischen Juden innerhalb von nur sechs Wochen erreichte die staatlich betriebene industrielle Massentötung im Frühjahr 1944 ihren Höhepunkt. Wer sich nicht zur Sklavenarbeit eignete, wurde der Vernichtung zugeführt. Den effizienten Betrieb des Lagers sicherten verschiedene Maßnahmen: die Aufteilung des Geländes in Felder und Blocks (zur besseren Überwachung und Verschiebung der Gefangenen), die Verhinderung von Solidarität und Widerstand durch Massenhaltung und Depersonalisierung, Hierarchisierung und Terror. Die größten der sechs Gaskammern fassten bis zu 3000 Personen, die Öfen der vier Krematorien liefen rund um die Uhr.

Auch die dreigleisige Bahnrampe, die sich zwischen Entsumpfungsgräben, Hochspannungszäunen und Wachtürmen einen Kilometer bis zu den Pappeln am Horizont erstreckt, diente einer reibungsloseren Abwicklung. Hier wurden die von der Reise erschöpften und verstörten Ankömmlinge ihrer Habe beraubt, nach Geschlecht und Alter getrennt und in Kolonnen aufgestellt. Sich um die verlorenen Angehörigen und persönlichen Sachen sorgend, ahnte kaum einer, was die von SS-Ärzten im Eiltempo durchgeführte Selektion wirklich bedeutete. Da, wo einst die Lebensfäden gekappt wurden, wächst heute das Gras. Keine Befehle, keine Flüche, kein Kinderweinen, kein Hundegebell, keine Stiefelschritte. Vom Mahnmal herüber dröhnt eine Motorsäge, die Bäume werden beschnitten; zwei Frauen sammeln auf, was achtlose Touristen weggeworfen haben. So gepflegt und aufgeräumt wirkt alles, daß es einen zu den Schautafeln mit historischen Aufnahmen zieht, die die Identität des Ortes verbergen.

QUALVOLLE ENGE

Noch stehen im Quarantänelager rechts vom Eingang, einem Ort gezielter Vernachlässigung, die Holzbaracken. Der Wind zieht durch die Ritzen, reisst Türen knarrend auf und zu. Zuerst betritt man eine der zwei großen Gemeinschaftslatrinen: Betonplatten in drei Reihen, Loch an Loch. Privatheit war auch in den dahinter liegenden Wohnblocks nicht gegeben, statt der vorgesehenen 250 bis 400 pferchte man in den Wehrmacht-Pferdeställen bis zu 1000 Häftlinge zusammen. Entlang der Wände dreistöckige Holzbetten, in denen sich die ausgemergelten Körper zwischen Strohsäcken voll Ungeziefer ineinanderkeilten. Sanitäre Anlagen gab es keine -, obwohl der Hungerdurchfall grassierte, blieben die Türen nachts versperrt. Dabei übten die Blockaufseher ein unerbittliches und schikanöses Regime, was Ordnung und Sauberkeit betraf.

Von den meisten Holzbaracken sind nur Ofen, Kamin und Grundmauern erhalten geblieben: Skelette, von Moos und Disteln überwachsen, auch Buschwerk krallt sich daran fest. Die Vorstellung aber findet keinen Halt, wie der Überlebenskampf aller gegen alle in dieser qualvollen Enge zu überstehen war. Drinnen nistete die Verzweiflung, draußen lauerte der Tod. Überall und jederzeit konnte er einen treffen: in der Hetze und Warterei der Appelle, in der Marschkolonne, bei der endlos sich hinziehenden Zwangsarbeit. Angst war im Lager der ständige Begleiter. Sich den Hochspannungszäunen auch nur zu nähern, war tabu, Selbstmordversuche wurden drakonisch bestraft: nicht einmal im Tode sollten die Gefangenen frei sein dürfen.



*Birkenau
Krematoriums-
ruinen*

Müheles findet sich eine Lücke zum Durchschlüpfen, um quer das Ruinenfeld zurück über die Bahnrampe zu den Steinbaracken zu gelangen. Hier waren die Frauen untergebracht, hier befand sich auch der „Experimentalblock“, in dem Menschen zwecks angewandter Rassenhygiene gehalten wurden. Düsternis und Feuchtigkeit empfängt einen, betritt man diese geduckten Bauten. Jemand hat israelische Nationalfähnchen aus Plastik zwischen die Bettgestelle geklemmt - den sinnlos Ermordeten nachträglich eine nationale Opfermythologie unterschiebend. Das Auschwitz-Mahnmal, auf einer Empore am Ende der Geleise aus stilisierten Steinquadern errichtet, sucht solche Sinnstiftung zu meiden. Zwischen einzelnen Kerzen und Blumen erinnern Gedenktafeln in den Sprachen der Ermordeten an „alle, die hier gelitten haben und gestorben sind“; dieser Ort solle „für Jahrhunderte ein Aufschrei der Verzweiflung und eine Warnung an die Menschheit“ sein. Wie aber die unvorstellbare Pein nachfühlen, ohne sie zu banalisieren und so das Unrecht zu wiederholen? Mündet nicht jeder Identifikationsversuch in Selbstüberhebung? „Die Faszination, die Orte des Grauens ausüben“, analysiert der Schriftsteller Ian Buruma seine eigenen Gefühle, „schlägt schnell in eine Art masochistischen Vergnügens um. Die Vorstellung folgt dem morbiden Wunsch, das Entsetzen zu fühlen.“



„Krankenbau“

Links und rechts des Monuments liegt das, was vom innersten Bereich der Tötungsapparatur übriggeblieben ist: eine amorphe Masse von Ruinen, Besteigen verboten. Das Krematorium 3, herabgestürzte Betondecken, verbogene Stahlträger, ein großes Stück Fries, Stufen des Eingangs, ein Kellerschacht. Die Gaskammer, ein beinahe vollständig mit Schutt gefüllter Keller. Der unterirdische Entkleideraum mit seinen Backsteinwänden und der abgetretenen Zugangstreppe liegt frei, auf seinem Grund hat sich Wasser angesammelt. Im Hintergrund erhebt sich ein Birkenwäldchen, ein Wasserlauf ist erkennbar - idyllisch muß es hier einmal gewesen sein. Umgeben von einem Weidezaun und von Blumenbeeten, gab sich die Todesfabrik harmlos. Bis zuletzt sollten die Menschen hoffen, sollten sich freiwillig ausziehen, ihre Sachen ordnen und unter die „Duschen“ gehen. Ansprachen wurden gehalten, Ratschläge erteilt: je zuvorkommender die Behandlung, desto tödlicher die Falle. Wenn die Zusammengedrängten merkten, daß die Duschhähnen nur Attrappen waren, war es schon zu spät. Das Licht ging aus, durch Schächte regnete es Zyklonkristalle, die in der Heizwärme verdampften. Von unten nach oben kroch, in einer Viertelstunde, der Tod - weshalb sich die Leichen nicht im Raum verstreut vorfanden, sondern aufeinandergetürmt zu einem blutigen Knäuel. Jeder hatte versucht, nach oben zu kommen; bevor sie selber starben, hatten die Stärkeren die Schwächeren zu Tode getrampelt. Es brauchte keine besondere Grausamkeit, um das Fließband des Tötens arbeitsteilig am Laufen zu halten. Der einzelne verrichtete nur seine paar Handgriffe in einem technisch definierten Ablauf. Im übrigen vermieden es die Deutschen, sich die Hände schmutzig zu machen. Sie überantworteten das grausige Geschäft in den Krematorien Hundertschaften von jüdischen Häftlingen, sogenannten „Sonderkommandos“ - wohl nicht zuletzt aus dem zynischen Kalkül heraus, die Unterlegenheit einer Rasse zu beweisen, die an ihrer eigenen Auslöschung mitwirkte. Die Zwangsarbeiter hatten die Habseligkeiten der Toten auszusortieren, die Leichen (nicht selten von nächsten Angehörigen) aus der Gaskammer zu schaffen, sie ihrer verwertbaren Teile (Goldzähne, Haare, Prothesen) zu berauben und per Lift nach oben zum Verbrennen zu befördern. Gearbeitet wurde mit hoher Kapazität und Effizienz: „Ein Todeszug kam morgens an der Rampe an, am Nachmittag waren die Leichen verbrannt, die Kleider ins Magazin gebracht“ (Wolfgang Sofsky). - Im Sonderkommando eingeteilt zu sein war ein sicheres Todesurteil. Auch wenn man von den anderen Gefangenen streng abgeschirmt blieb: man wusste zuviel. Alle paar Monate wurde die gesamte Mannschaft liquidiert, peinlich achtete die SS darauf, daß niemand überleben und Zeugnis geben konnte. Revolten waren hoffnungslos und schlugen fehl. Einem Kommando

gelang es immerhin, die Öfen des Krematoriums 4 zu sprengen; andere leisteten Widerstand, indem sie in der Nähe der Krematorien Tagebücher als Zeugnis ihres Martyriums vergruben.

Vier schwarze Grabstelen stehen neben den Trümmern. Wo man auch auftritt, geht man auf Asche. Trügerisch die Topographie. Im ausfransenden hinteren Lagerbereich, wo sich die Waldlichtungen auftun, dürfte das Gelände mehrfach umgepflügt worden sein. Mehr als 100 000 Leichen, die man 1942 in Massengräbern verscharrt hatte, mußten wieder ausgegraben und verbrannt werden. Reichte die Kapazität der Krematorien nicht aus, wurden die Toten in Mulden auf riesigen Scheiterhaufen eingäschert. Das Sonderkommando siebte die Asche und stampfte die aufgefundenen Knochen klein: nichts sollte später einmal auf das Verbrechen hinweisen. Mehrere Tonnen Schlacke fielen pro Tag an, die man in den Sumpf schüttete, aber auch als Isolationsmaterial, als Düngemittel oder als Kiesersatz verwendete.

Man würde Stunden brauchen, um Auschwitz-Birkenau ganz abzuschreiten. In der Ferne, bei der zweiten provisorischen Gaskammer und den Scheiterhaufen, leuchten überdimensionierte Davidsterne und christliche Kreuze in der Sonne. Links am Weg sind polnische Arbeiter dabei, die sogenannte „Sauna“ zu renovieren. Rechts reihen sich die Barackenreste des Effektenlagers „Kanada“ auf: Hier wurde die Beute verstaut - die Berge von Kleidern und Schuhen, von Koffern und Haaren, von Geschirr und Besteck, von Brillen und Bürsten, die heute eine halbe Gehstunde entfernt im Museum des Stammlagers Auschwitz in saalgrossen Glaskästen ausgestellt sind. Ein Schild weist auf eine Parzelle hin, wo unter einem Gitterrost Habseligkeiten auf einem Haufen liegen: einfachste Dinge - Scheren, Löffel, Messer, Gabeln, fast alles zerbrochen und verrostet. Einen Moment lang ist man versucht, etwas mitzunehmen - ein Souvenir von perverser Authentizität.

Ein kleiner Waldsee, auch er schluckte die Asche. Und wieder vier Grabstelen. Sie beginnen sich zu häufen. Zwischen Birken und Fichten gut erkennbar das Krematorium 5, ebenerdig, ein umgebautes Bauernhaus. Auch in der Lichtung dahinter brannten die Leichenfeuer, wie Tafeln mit heimlich aufgenommenen Photos zeigen. Die Variation des Immergleichen beginnt zu ermüden. Keine Gesichter, keine Namen, keine Geschichten, an denen sich das Leid befestigen ließe: nur Leere. Vielleicht aber ist das schon ein Teil von jener Gleichgültigkeit, die allein das Töten, aber auch das Überleben hier möglich machte.

Der Abstumpfung entkommt man nicht. Sie prägt auch den Umgang mit Auschwitz, wobei die Abwehrmechanismen vielfältig sind. Man kann Auschwitz schlechtweg leugnen. Man kann Auschwitz mit Deutung überfrachten, so als ob es sich dabei um eine religiöse Offenbarung handle. Man kann Auschwitz negativ sakralisieren und ein Darstellungsverbot darüber verhängen, wie es Adorno getan hat. Man kann Auschwitz umgekehrt historisieren und jeden anderen Völkermord dagegen aufrechnen, so als ob sich damit irgend etwas rechtfertigen ließe. Man kann Auschwitz zum Schlagwort erheben und es durch seinen inflationären Gebrauch verharmlosen. Man kann Auschwitz politisch instrumentalisieren und sich daran seine Auserwähltheit als schuldbeladenes Volk beweisen. Man kann Auschwitz pädagogisieren, so als ob dort zur Belehrung der Menschheit gestorben wurde. Man kann Auschwitz in wiederkehrenden Ritualen schönreden, als ob es sich dabei um ein „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ (und nicht gegen Menschen) gehandelt habe, das in „deutschem Namen“ (und nicht von deutschen Tätern) begangen wurde.

Man kann die Shoah unter dem Titel „Holocaust“ popularisieren und sie als Hollywood-Heldenstück der Gefühllichkeit eines Massenpublikums preisgeben. Man kann das Dritte Reich den Historikern überlassen, die sich jeder für sich gewissenhaft und seelenruhig in Einzelaspekte vertiefen, weil die Fakten der Judenverfolgung und Massenvernichtung ja als bekannt vorauszusetzen sind (so daß Daniel Goldhagen mit seinen Thesen ein sekundäres Tabu gebrochen hat). Man kann Auschwitz emotionalisieren und „Vergangenheitsbewältigung“ durch Wiedergutmachung einfordern. Man kann Auschwitz intellektualisieren und abstrakte Endlos-Debatten über das ultimative „Warum“ führen.

All dies ist möglich - wenn man sich bewusst macht, daß man so oder so Verdrängung betreibt. Es gibt schlechtweg kein angemessenes Verhalten zur Tatsache, daß Millionen Menschen planmässig und von Staats wegen auf bestialische Weise umgebracht wurden. Auschwitz ist „Heiligtum, Museum und Touristenattraktion in einem“ (Buruma) und zugleich ein schwarzes Loch des Verstehens, das immer alle Arten von Deutung anziehen wird. Jede von ihnen muß auf ihre (innere) Wahrheit hin überprüft werden, entscheidend aber ist, daß die Konkurrenz der Deutungen erhalten bleibt - und damit das Wissen um die grundsätzliche Ohnmacht, dem Geschehenen gerecht zu werden. Auschwitz gehört einer Vergangenheit an, die den Lebenden verschlossen ist, ja selbst die wenigen, die überlebten, sind nicht „die wirklichen Zeugen“: „Wer [den tiefsten Punkt des Abgrunds] berührt, wer das Haupt der Medu-

sa erblickt hat, konnte nicht mehr zurückkehren, um zu berichten, oder er ist stumm geworden“ (Primo Levi).

Die Wunde der Vernunft schwärt weiter. Die Geschichte birgt keine Erlösung, es sind allein die Geschichten, die diesen Menschen etwas von ihrer Würde zurückgeben. So bleibt denn nichts anderes, als immer neu gegen die „Grenzen der erforderlichen und überforderten Vorstellungskraft“ (Saul Friedländer) anzugehen. Nur im Scheitern liegt so etwas wie eine Antwort auf die Frage, worum es sich bei Auschwitz gehandelt hat. - Man muß nicht da gewesen sein, um das Trauern zu lernen. Es ist nichts Heldenhaftes, nach Auschwitz zu reisen, aber auch nichts Anstößiges. Der Archipel des Untergangs ist überall, wo einer „wacht über [seine] abwesende Bedeutung“ (Maurice Blanchot).



*Birkenau
Krematoriums-/
Gaskammerruinen*

TADEUSZ RÓŻEWICZ

DAS ZÖPFCHEN⁹
Warkoczyk

Kiedy już wszystkie kobiety
z transportu ogolono
czterech robotników miotłami
zrobionymi z lipy zamiatało
i gromadziło włosy

Es waren schon alle Frauen
dieses Transports geschoren,
da kamen vier Arbeiter, kehrten
mit Besen aus Lindenzweigen
und sammelten auf das Haar.

Pod czystymi szybami
leżą sztywne włosy uduszonych
w komorach gazowych
w tych włosach są szpilki
i kościane grzebienie

Unter den reinen Scheiben
liegen die straffen Haare
der im Gas Erstickten.
In den Haaren stecken
noch Nadeln und Kämmе.

Nie przeświała ich światło
nie rozdziela wiatr
nie dotyka ich dłoń
ani deszcz ani usta

Sie schimmern nicht mehr im Licht,
sie fliegen nicht mehr im Winde,
es liebkost sie keine Hand
und kein Regen, keine Lippen.

W wielkich skrzyniach
klebią się suche włosy
uduszonych
i szary warkocz
myśl ogonek
za który pociągają w szkole
niegreczni chłopcy

In mächtigen Kisten
verfilzt liegen trockene Haare
Vergaster,
ein blondes Zöpfchen dazwischen,
ein Mouseschwänzchen mit einem
Bändchen,
daran in der Schule
unartige Buben einst zupften.

(Übertragung: Franz Fühmann)

DIETHELM BLECKING/RAINER KOKENBRINK

GULAG - KONZENTRATIONSLAGER

Der Spanier Jorge Semprún, Kämpfer der französischen Resistance, Überlebender von Buchenwald und nach dem Kriege hoher Funktionär der spanischen KP, hat sich in seinen zahlreichen Büchern mit Faschismus und Stalinismus als den beiden großen totalitär-diktatorischen Entwürfen dieses Jahrhunderts auseinandergesetzt. Beide Diktaturen brachten ein ausdifferenziertes Lagersystem hervor. Für Semprún, der es wissen muß, ist klar, daß wer von Auschwitz redet vom Gulag, dem stalinistischen Reich der Lager nicht schweigen darf. Nicht Gleichsetzung ist damit intendiert, sondern Schärfung des politischen und historischen Bewußtseins. Wolfgang Sofsky, der die nationalsozialistische „Ordnung des Terrors“ beschrieben hat, stellt die erste wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Gulag vor.

WOLFGANG SOFSKY

TERROR UND ARBEIT

RALF STETTNER'S ORGANISATIONSGESCHICHTE DES „ARCHIPEL GULAG“¹⁰

„Arbeit und Tod, das waren Synonyme“, notierte Warlam Schalamow in seinen „Geschichten aus Kolyma“, „Synonyme nicht nur für die Gefangenen, für die ‘Volksfeinde’. Arbeit und Tod waren auch für die Lageroberen und für Moskau Synonyme.“ Das Erfahrungsurteil des Überlebenden ist klar und eindeutig. Die Lager des Gulag waren keine Stätten der „Besserungsarbeit“, wie es offiziell hieß. Es waren Orte der Vernichtung durch Arbeit. Der Massentod war beabsichtigt, und er wurde zielstrebig herbeigeführt.

Dieses Diktum ist nicht unumstritten. Die Schätzungen über die Zahl der Toten in den Jahren 1937 bis 1953, der Hauptzeit des Gulag, schwanken zwischen 1,05 und 15 Millionen. Die Kontroverse ähnelt einem sattem bekannten Muster: hier die Überlebenden, dort die „Revisionisten“, die mittels zweifelhafter Statistiken das Verbrechen zu verkleinern suchen.

Ralf Stettner's Organisationsgeschichte des Gulag¹¹ enthält sich nicht nur bei dieser Frage eines definitiven Wortes. Im wesentlichen resümiert seine Studie den interna-

tionalen Forschungsstand. Sie liefert einen instruktiven Überblick über das historische Umfeld, die offiziellen Ziele und Verwaltungsstrukturen des Lagersystems. Die Erschließung neuer Quellen war, entgegen der Verlagswerbung, offenbar nicht möglich, da wichtige Archive noch immer unzugänglich sind. So steht die Studie unter Vorbehalt, was der Autor selbst einräumt und ihm, soweit es die Datenbasis anbetrifft, keinesfalls anzulasten ist.

Zuverlässig informiert Stettner über das bislang Bekannte. Er entwirrt das bürokratische Dickicht der Instanzen und zerstört manche Legenden, die noch immer in Umlauf sind. Der Gulag war keine stalinistische Entgleisung auf dem sowjetischen Weg der Industrialisierung. Er hatte seine Vorläufer in den „Konzentrationslagern“ der Geheimpolizei (Tscheka, dann OGPU) sowie in den Kolonien, Straf- und Zwangsarbeitslagern des Justiz- und des Innenministeriums (NKWD). Auf den Solowkijinseln inmitten des Weißen Meers erprobte man schon in den zwanziger Jahren die Organisationsprinzipien des späteren Gulag: das Regime des Terrors, die Selbstbewachung der Häftlinge, die Systematisierung des Arbeitseinsatzes und die Koppelung der Nahrungsversorgung mit der Erfüllung der Arbeitsnormen.

Die entscheidende Wende vom politischen Strafvollzug zur Erschöpfung der Arbeitskraft vollzog sich bereits zwischen 1928 und 1930. Die Lager wurden in die wirtschaftliche Gesamtplanung einbezogen und mit den Opfern der ländlichen Zwangskollektivierung aufgefüllt. Als Leitungsorgan wurde eine Zentralbehörde mit Zehntausenden von Bediensteten installiert. Sie unterstand zuerst der Geheimpolizei, ab 1934 dann dem NKWD.

Der Gulag war ein Staat im Staate. Unterteilt nach Lagertypen, Regionen und Wirtschaftszweigen, bildete er den Kernbereich eines terroristischen Wirtschaftsimperiums. Die Zentrale verfügte über eine eigene Armee, eigene Gerichte, eine eigene Finanz- und Kulturverwaltung. Ihre Lagergebiete waren der Aufsicht der lokalen Staatsbehörden vollständig entzogen. Sie betrieb eigene Großprojekte, vor allem aber stellte sie den Firmen des NKWD und anderen Staatsunternehmen eine preiswerte und mobile Reserve an Arbeitskräften zur Verfügung. Ganze Industriezweige waren von diesem Millionenheer von Häftlingen abhängig: die Kohlereviere in Workuta und Karaganda, die Bergwerke in Norilsk, der Kanal-, Straßen- und Eisenbahnbau, die Atomindustrie mit den Uranminen auf Nowaja Semlja, die Goldgruben in Kolyma. Obwohl formal und finanziell relativ selbständig, war das Lagersystem auf vielfältige Weise mit externen Nutznießern vernetzt. Und obwohl einige der riesigen Lagerzonen fernab im Norden und Osten Sibiriens lagen, war der Gulag eine Institution inmitten der Gesellschaft, ein Eckpfeiler der sowjetischen Wirtschaft. Ohne den Gulag, so Stettners These, keine Urbanisierung des russischen Nordens und der kasachischen

Steppe, ohne den Gulag keine industrielle Infrastruktur. Für die kommunistische Version der Modernisierung waren die Lager unverzichtbar.

Lager war indes nicht gleich Lager. Der Vernichtungsdruck war nach Haftstätten gestaffelt. Wohin ein Gefangener eingeliefert wurde, entschied über seine Überlebenschance. Neben dem Standardtyp mit der beschönigenden Bezeichnung „Besserungsarbeitslager“ gab es die berechtigten Katorga-Lager, deren Insassen, meist Kriminelle und vermeintliche „Konterrevolutionäre“, die schwersten Arbeiten verrichten mußten. An ihre Stelle traten 1948 die geheimen und vollständig isolierten „Speziallager“, die von Truppen der Staatssicherheit bewacht wurden. Es gab separate Straflager, Lager für Invaliden, für Frauen, „Prüf- und Filtrationslager“, in denen die aus Deutschland zurückkehrenden Kriegsgefangenen und „Ostarbeiter“ verhört und sodann auf den Gulag verteilt wurden. Daneben existierte das weitverzweigte Verbannungssystem, das zwar nicht dem Gulag unterstand, vor Ort aber direkt an die Lager angrenzte. Soziale und ethnische Großgruppen, ganze Völkerschaften wurden in diese Zwangssiedlungen deportiert. Es gab die „Besserungsarbeitskolonien“ für Kinder und Jugendliche. Die Kinderlager mit verschärften Haftbedingungen erwähnt Stettner nicht. Zwischen 1947 und 1949 verurteilte man auch 10- bis 15jährige „Volksfeinde“ zu 10 bis 25 Jahren Strafkolonie.

Eine der wichtigsten Fragen für einen Vergleich des Gulag mit dem deutschen KZ-System läßt Stettner unentschieden: Gab es im Gulag Todeslager? Waren die zahllosen „Zwangsarbeitslager“, deren ökonomische Funktion der Autor so sehr betont, Stätten der gezielten Massenvernichtung oder nicht? Gewiß, Stettner verweist in einer Fußnote auf das Todeslager Serpantinka, das einzig zur Erschießung von Häftlingen gedient haben soll. Die hohen Sterbequoten und das drakonische Strafreime vergißt er ebensowenig wie die Doppelfunktion des Gulag als Wirtschaftssystem und Herrschaftsinstrument. Doch man vermißt eine präzise Auskunft, wie sich diese Funktionen auf die Lagerrealität auswirkten. Dieses Versäumnis ist keineswegs nur der Unzugänglichkeit wichtiger Gulag-Akten geschuldet. Es hat seinen Grund in einer konzeptionellen Einseitigkeit, die zu korrigieren unerläßlich ist.

Stettners Geschichte der Lageradministration verharrt in der Außenperspektive. Es ist eine Organisationsgeschichte von oben, nicht ohne Anleihen an die euphemistische Aktensprache der Behörden. Wie in den Büros jedoch wirklich gearbeitet wurde und was mit den Direktiven auf den Dienstwegen geschah, wird nicht einmal als Problem formuliert. Über Herkunft, Berufskarriere und Mentalität des Personals, über Gruppenstrukturen, Rivalitäten, Machtgeflechte und lokale Freiräume erfährt man so gut wie nichts. Die Bürokratie des Gulag erscheint so als Institution ohne soziale Struktur ohne Menschen, ohne Täter.

Schwerer noch wiegt eine Beschränkung, die sich der Autor selbst auferlegt hat. Für die Darstellung der Lagergesellschaft und ihrer Existenzbedingungen verwendet er ganze zwanzig Seiten, die Beschreibung der Arbeit ist kaum mehr als eine Skizze. Wie aber aus vielen Häftlingsberichten zu entnehmen ist, nahm das Personal mit seinen Helfershelfern den Tod der Häftlinge nicht nur in Kauf. Es führte ihn vielmehr aktiv herbei, durch Gewalt, durch gezielte Gleichgültigkeit, durch das System der Leistungsernährung, das einen tödlichen Teufelskreis in Gang hielt. Wer die hochgesetzte Arbeitsnorm nicht erfüllte, bekam weniger zu essen, wer aber Hunger litt, verlor die Kraft, um die Norm erfüllen zu können, und erhielt deshalb noch weniger zu essen. So schufteten sich viele Menschen zu Tode. Hier weiterhin von Zwangsarbeit zu sprechen ist mehr als eine Untertreibung.

Seit jeher ist Häftlingsarbeit ihrem Wesen nach Arbeit ohne technische Ausrüstung: schwere Muskelarbeit. Das war im Gulag nicht anders. Die Arbeit war wenig effizient, Kenntnisse und Fähigkeiten wurden in gigantischem Ausmaß verschwendet. Leben und Arbeitskraft waren nichts wert, weil das Regime für stetigen Nachschub sorgen konnte. Starb ein Lager weg, wurde es wieder aufgefüllt. Nicht alle Gefangenen wurden jedoch zu produktiven Tätigkeiten eingesetzt. Die Schätzungen bewegen sich laut Stettner zwischen 35 und rund 80 Prozent. Die Lager waren also keineswegs nur Einrichtungen zur „Zwangsarbeit“. Auch wenn sie offiziell anders hießen, ihrem sozialen Strukturtypus nach waren sie nichts anderes als Konzentrationslager. Stettner neigt dazu, das Politische zugunsten der Ökonomie zu unterschätzen. Von den Mechanismen einer totalitären Diktatur hat er keinen analytischen Begriff. Terror ist für ihn lediglich ein Mittel zum politischen Zweck. Als würden sich Terror-systeme damit zufriedengeben, wirkliche Regimegegner einzusperren und zu töten. In Wahrheit bringt Terror seine fiktiven Feinde fortlaufend selbst hervor. Seine Proskriptionsliste wird schrittweise erweitert. Massenverhaftungen zur sogenannten „sozialen Prophylaxe“ dienen keineswegs nur zur Machtsicherung oder zur Rekrutierung von Arbeitskräften. Die willkürliche Verfolgung des „Volksfeindes“ rechnet vielmehr zu einer expansiven Politik der sozialen, ethnischen und nationalen Homogenisierung.

Beamte des Terrors scheuen offenbar nicht davor zurück, sich die Erfahrungen des Gegners zunutze zu machen. Im August 1939 sollen hochrangige deutsche NS-Funktionäre die Sowjetunion bereist haben, um den Gulag vor Ort zu inspizieren. Und im Sommer 1941, kurz vor dem deutschen Überfall, soll sich eine Kommission des NKWD in Deutschland aufgehalten und das deutsche System des Strafvollzugs studiert haben. Eine direkte Verbindung zwischen Gulag und deutschem KZ-System? Der Hinweis bedürfte dringend der historiographischen Überprüfung.

TADEUSZ BOROWSKI
AN DIE VERLOBTE¹²

Der Himmel mit Brettern vernagelt, der Horizont eine schimmelige Wand,
und im Birkenwald hinterm Draht, vom Strom wie ein Fluß durchzischt,
wiegen sich Blätter, schlingt sich der Pfiff des Pirols wie ein Band,
da der Wind unters Laub die blaue Asche des Menschen mischt.

Schön ist das Bild des Sommers. Wie eine bunte Palette
von Baumwollkleidern erscheint der Sonne Kommen und Scheiden,
von den Sümpfen her zieht sich der Wildgänse Kette,
kreisend über gesunden und fruchtbar duftenden Weiden.

Offene Hand der Welt. Hinter den Posten weit
ist blauer Wald, wo köstliche rote Erdbeeren träumen,
orangefarbene Häuschen zwischen grünsilbernen Bäumen,
wie eine Malerskizze, Scherz, Lächeln und Heiterkeit.

Die Liebe, der Herzen Stille und Sturm, ist doch sonderbar.
Sie warf in die Welt uns und trägt uns nun, wie der Fluß den Ast.
Wir sind wie verirrte Kinder im Wald, vergessen fast,
wie es bei Hänsel und Gretel im Märchen vom Knusperhaus war.

Doch was bedeutet Menschenangst und zaghafter Mut?
Man muß in der Nacht den Widerschein feuriger Lohe erkennen,
in den Adern erstarrt der Strom, durch den Draht kreist Blut,
wenn menschliche Scheiterhaufen wie harzige Hölzer brennen.

Gaskammern. Viehwaggons voller Menschen schleppen sich her,
sie geben Gold den Soldaten für Wasser, für einen Schluck Licht
oder Luft. So erfüllt sich an uns die Legende, der Alp und die Mär,
verachten werden es künftige Generationen - doch glauben nicht.

Ein Block, vollgekeilt mit Menschenfleisch, zusammengescharrt
zu lebendiger menschlicher Asche. Gemeinsam sind Hitze und Regen,
Pritsche und Schlüssel, Hoffnung und Furcht, die uns bewegen,
und überm Suppenapf zittern die Hände auf gleiche Art.

So lieg ich in der Baracke, ich, Rühmer des menschlichen Lebens,
mit den Fingern faß ich wie Vogelflug Mythos, Legende,
nach einem Zeichen in Menschaugen such ich vergebens,
es gibt nur noch Schaufel und Erde, Suppe und zitternde Hände.

Nur noch Menschenleiber, Menschenasche nur mehr,
nur noch des Himmels Weite, die unsre Augen blendet,
Fremde, gekommen aus allen Ländern Europas, es endet
unser gemeinsamer Weg im Wald - ein Totenheer.

Nur noch menschliches Fleisch. Die Hand zum Gesicht erhebend
empfind ich den Leib als fremd, als befremdliches Element,
Poesie wiegt sich in mir, wie ein verwundeter Vogel schwebend,
und ruft, eh sie ermattet, und lockt, eh sie stürzt und verbrennt.

Siehe - Phlegmone und Typhus, Gaskammer, Folter und Leid
Feuer und Asche, der Leib im Wind - siehe, ich zeige,
hier wird ein Epos geboren, hier ruft die tragische Zeit.
Ich hebe die Hand zum Gesicht - so leb ich, Maria, und schweige.



THOMAS FECHNER-SMARSLY

AUSCHWITZ AUS DER LEGO-KISTE¹³

DER KÜNSTLER ZBIGNIEW LIBERA BERÜHRT EINEN WUNDEN PUNKT
DER HOLOCAUST-DEBATTEN

KOPENHAGEN. Manchem mag es ungeheuerlich vorkommen, doch selbst Auschwitz bleibt vom menschlichen Spielbetrieb nicht verschont. Während hierzulande immer wieder angemessene literarische, bildliche und filmische Darstellungsweisen des Holocaust heftig diskutiert werden, reagierte der polnische Künstler Zbigniew Libera auf seine Weise: Er bezog sich auf die selbstbewußte Behauptung des dänischen Spielzeugherstellers Lego, daß man alles, aber auch wirklich alles aus den kleinen bunten Steinchen nachbauen könne. Deren Firmentradition, hin und wieder Künstler für ein Bauvorhaben en miniature zu gewinnen, machte sich Libera zunutze und stellte mehrere Baracken, Wachtürme und ein Krematorium eines Konzentrationslagers sowie Prügel- und Folterszenen nach. Lageralltag als Kinderspiel.

Das Lego-Konzentrationslager-Set existiert in einer Auflage von drei Exemplaren à sieben Kisten und dürfte kaum für eine Serienproduktion geschweige denn für Kinder gedacht sein. Obwohl ein dänischer Journalist die Frage stellte, was denn verkehrt wäre daran, daß auch Kinder von der Existenz der Vernichtungslager erführen. Immerhin erlaubt es der Inhalt des Sets - laut Aussage der Kopenhagener Galerie Faurschou, die kürzlich das Werk neben anderen provokanten Verpackungen des 1959 geborenen polnischen Künstlers präsentierte - tatsächlich auch das zusammenzubauen, was auf der Vorderseite der Kartons abgebildet ist.

Nicht jeder wird das witzig finden. Aber möglicherweise verhält sich Libera ja bereits kritisch zu bestehenden kunsthandwerklichen Formen der Erinnerung des Schrecklichen. So gibt es etwa jene offensichtlich am Modellbahnbau geschulten Miniaturversionen des Vernichtungslagers, die ein polnischen Künstler für die Auschwitz Gedenkstätte sowie, in einer größeren Version, für das Washingtoner *Holocaust Memorial Museum* herstellte. Gerade letztere aber, so wurde kritisiert, wirke im auf Emphase setzenden Kontext der amerikanischen Präsentation deplaziert, ja durch die Art der Darstellung unfreiwillig niedlich. Was nur aufs neue belegt, wie außerordentlich politisch ästhetische Phänomene dort wirken können, wo sie eine Tabuzone wie die des Verbrechens gegen die Menschlichkeit betreten.

Erfahren mußte das auch Libera selbst. Er hat kürzlich seine Teilnahme an der Biennale in Venedig abgesagt, wo er zusammen mit der Künstlerin Zofia Kulik den polnischen Pavillon bespielen sollte. Kurator Jan St. Wojciechowski hielt es für äußerst

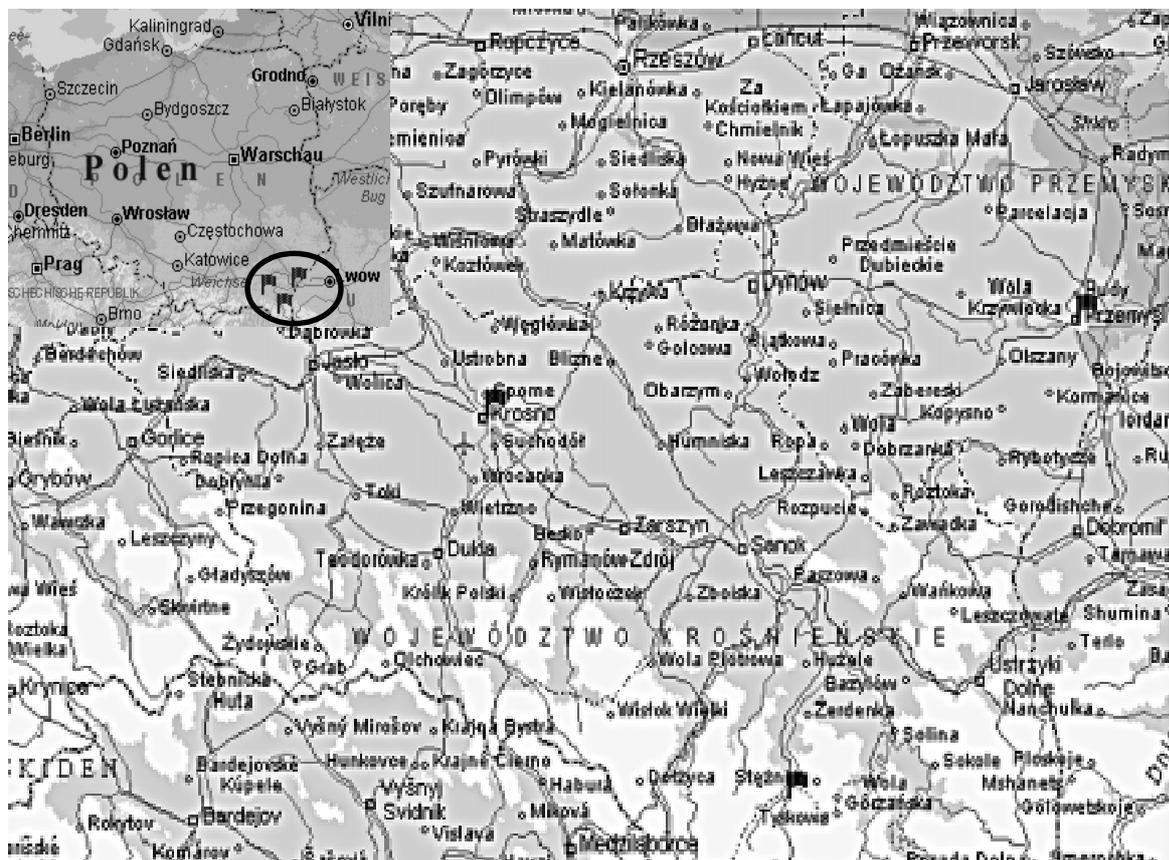
fragwürdig, die Lego-Kisten auszustellen, er befürchtete einen Eklat, woraufhin Libera sich seinerseits verweigerte. Daß es hinter den Kulissen zusätzlich Druck von anderer Seite gegeben hat, läßt sich höchstens vermuten. Die öffentlichen Erklärungen der Betroffenen blieben jedenfalls dürftig genug. Dagegen spricht die dänische Galerie von einem Akt der Zensur. Nur bei Lego selbst dürfte man halbwegs erfreut gewesen sein, daß diese Art der Publicity auf dem großen Rummel in Venedig nicht noch weiter verbreitet wird. Vielleicht setzt sich ja selbst im Spielzeugland die Erkenntnis eines Günther Anders durch, daß der Mensch nicht alles, was zu bauen er imstande sei, tatsächlich auch bauen sollte.

Doch dies wiederum geht natürlich an der Absicht Liberas vorbei. Mit seiner ironischen Verniedlichungsform trifft er nämlich einen wunden Punkt beispielsweise auch der öffentlichen Debatte um das Berliner Mahnmal: daß weder Monumentalität noch symbolische Feierlichkeit allein schon die Erinnerung lebendig zu halten vermögen. Wenn es zutrifft, was der amerikanische Forscher James E. Young seinerzeit vermutete, daß nur die fortgesetzte Diskussion über den Holocaust, der unabgeschlossene Diskurs die Erinnerung daran wachhielte - und mit ihr letztendlich die Wachsamkeit gegenüber jeglicher Wiederholung -, dann wäre eine Provokation wie diejenige Liberas womöglich wirkungsvoller.

STADTINFORMATONEN ZU KROSNO¹²

KROSNO: (270 m ü.d.M.), 61 000 Einwohner. Historische Stadt am Wisłok-Fluß, seit der zweiten Hälfte des 19. Jh. Zentrum des Erdölgebietes in den Karpaten, heute Sitz des Erdölinstitutes und das größte Zentrum der polnischen Glasindustrie. Am Markt Patrizierhäuser mit Laubengängen aus dem 16.-18. Jh. Unweit eine spätgotische Pfarrkirche (Anfang des 16. Jh.) mit frühbarockem Interieur. Im Glockenturm die zweitgrößte polnische Glocke "Urban" (1639), mit einem Gewicht von 5 Tonnen. Vom Turm Ausblick auf die Stadt. In der Franziskanerkirche aus dem 15.-16. Jh. die frühbarocke Kapelle der Oświęcim-Familie (1647). Unweit das Denkmal von Ignacy Łukasiewicz (1822-82), der als erster aus Erdöl Petroleum gewonnen, die Petroleumlampe (1853) erfunden und die erste Erdölförderanlage bei Krosno (1854) gebaut hat.

Im ehemaligen Bischofsschloß aus dem 17. Jh. (Nowotki-Str. 16) Regionalmuseum mit einer Sammlung von Petroleumlampen. In den umliegenden Dörfern Zentren der Volkskunst (traditionelle Fertigung von Heiligen-Skulpturen).



DIE RETTUNGSINITIATIVEN DES BERTHOLD BEITZ¹⁵

Unser Besuch Galiziens, und Krosnos, gilt *dem* ehemaligen Zentrum des osteuropäischen Judentums. In der vornehmlich ländlich geprägten Gegend lebten mehrheitlich ukrainische Bauern mit starken polnischen und jüdischen Minderheiten zusammen. In den Kleinstädten bildeten die Juden häufig die Mehrheit der Bevölkerung. Zudem besaß das landschaftlich äußerst reizvolle Galizien, welches sich als ehemaliges österreichisches Kronland von Krakau im Westen bis Lemberg (poln.: Lwów, ukrainisch: Lviv) im Osten erstreckte, ausgedehnte Erdöl- und Erdgasvorkommen, welche im Verlauf des „rassenideologischen Vernichtungskrieges“ gegen Polen für die Erdölindustrie des Dritten Reiches von großem wirtschaftlichen und militärischen Interesse war. Die Ausbeutung dieser Vorkommen in Galizien ging mit einer hunderttausendfachen Ermordung der dort Lebenden, insbesondere der dort stark vertretenen Juden einher. Nirgendwo wurde die Endlösung brutaler als im „Schlachthaus“¹⁵ Galizien betrieben. Bereits am 30. Juni 1943 meldete der damalige SS- und Polizeiführer Friedrich Katzmann voller Stolz Galizien „judenfrei“. Er brüstete sich mit der Ermordung von 434 329 Juden.

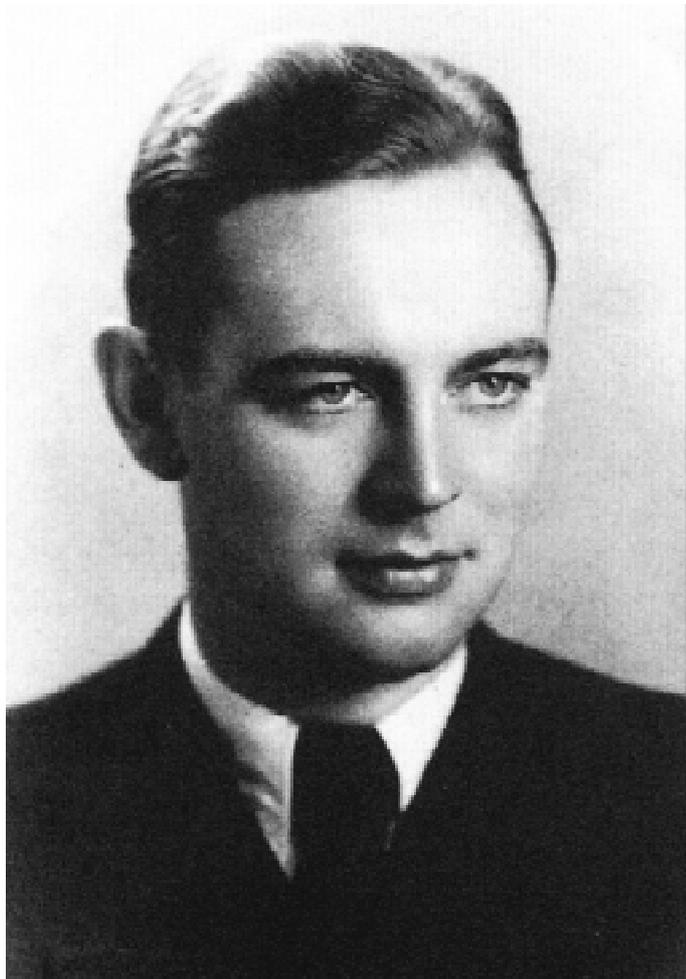
Dort trat 1939 der damals 26jährige, spätere Kruppmanager, Berthold Beitz in Jasło, einer ca. 35 Kilometer von Krosno entfernten Kleinstadt, eine Stelle in der Hauptverwaltung der „Beskiden-Gewi“ an, einem Erdölunternehmen. Im Frühling 1940 leitete er die Buchhaltung und Versandabteilung der „Produktionsgruppe -Ost“ in Krosno, im Sommer 1941 wurde er nach Borysław in Ostgalizien versetzt, wo der er die Verantwortung für die wichtigsten Ölquellen und bis zu 13.000 ArbeiterInnen übernahm und Zeuge von Massenerschießungen, Pogromen und spontanem Terror gegen die Bevölkerung wurde.

Beitz' humanitäres Verhalten im Distrikt Galizien ähnelt dem Oskar Schindlers mit dem Unterschied, daß Beitz die Juden nicht im eigenen Unternehmen beschäftigen konnte. Ulrich Herberts Feststellung, daß die deutsche Industrie „am Schicksal der Häftlinge nur insoweit interessiert“ war „als es im Verhältnis zur Steigerung der Produktion stand“, markiert das Problem, als Wirtschaftsführer die „Vernichtung durch Arbeit“ in eine „Rettung durch Arbeit“ umzuformen. So konnte Beitz viele Juden vor dem sicheren Tod durch den Einsatz in der Erdölindustrie retten. Er sorgte für bessere Lebensmittel- und Kleidungsuteilung, versetzte von der Deportation nach

Auschwitz bedrohte ArbeiterInnen in andere Zweigstellen usw. Er handelte dabei wiederholt gegen bestehende Dienstanweisungen und unterließ auch bewußt die auf Ausrottung abzielende Politik. "Man mußte die Juden nicht ausliefern, man konnte Firmenlager statt SS-Lager errichten, Ausweise und Listen fälschen... Warum das in den meisten Fällen unterblieb, bleibt eine bedrängende Frage."¹⁶

Beitz war Zeuge zahlreicher Greuelthaten, in viele Situationen kam er unvorbereitet und plötzlich, ohne Handlungsstrategie. Beitz hat sein humanitäres, menschenlebenrettendes Verhalten nie als Widerstand bezeichnet, „das hatte allein zu tun mit einer rein menschlichen Einstellung. Wenn Sie sehen, wie eine Frau mit einem Kind auf dem Arm erschossen wird, und sie haben selber ein Kind, dann haben Sie eine ganz andere Reaktion.“¹⁷ Wir wissen heute aber auch, daß Vaterschaft nicht gegen Barbarei immunisiert; - auch die „Ärzte“ in Auschwitz hatten Kinder...

Vier Monate, Jahre menschlich bleiben in der Barbarei ringsum, hinterläßt Spuren. Auch im Gesicht Berthold Beitz´.



*Berthold Beitz
September 1942*

Nach 1945 gehörte er zu den wenigen, die in der jüdischen Gedenkstätte Yad Vashem in der „Allee der Gerechten“ einen Baum pflanzen durfte; eine Ehre, die denen zuteil wurde, die jüdisches Leben gerettet haben.



*Berthold Beitz
Januar 1943*

Anmerkungen:

- 1 Bobrowski, Johannes; Holunderblüte. In: Ders.; Sarmatische Zeit. Schattenland Ströme. Gedichte. Stuttgart 1961/62, S. 69.
- 2 Kłańska, Maria; Juden in Krakau und Kazimierz. In: Dies. (Hrsg.); Jüdisches Städtebild Krakau. Frankfurt am Main 1994. S.32 ff.
- 3 Gebirtig, Mordechaj; Bleib gesund mir Krakau. In: Lemm, Manfred (Hrsg.); Mordechaj Gebirtig. Jiddische Lieder. Wuppertal 1994, S. 235.
- 4 Biesenbaum, Hannegret; Krakau, Kazimierz. In: Frankfurter Rundschau. 17.6.1995.
- 5 Mordechaj Gebirtig; Minuten der Zuversicht. In: Witt, Hubert(Hrsg.); Der Fiedler vom Ghetto. Jiddische Gedichte aus Polen. Leipzig 1978. S. 28.
- 6 Herbert, Ulrich; Knappe Formeln erklären den Mord an den Juden nicht. In: Frankfurter Rundschau. 25.01.1997.
- 7 Różewicz, Tadeusz; Lasst uns. In: Dedecius, Karl (Hrsg.); Polnische Poesie. München 1968, S. 117.
- 8 Breitenstein, Andreas; Archipel des Untergangs. In: Neue Zürcher Zeitung. 16.12.1996.
- 9 Różewicz, Tadeusz; Das Zöpfchen. In: Geerk, Frank (Hrsg.); Der Himmel voller Wunden. Polnische Gedichte, Chansons und Streiklieder aus fünf Jahrhunderten. Karlsruhe 1982, S.95.
- 10 Sofsky, Wolfgang; Die Ordnung des Terrors. Das Konzentrationslager. München 1997.
- 11 Ralf Stettner: „Archipel GULag“: Stalins Zwangslager - Terrorinstrument und Wirtschaftsgigant. Entstehung, Organisation und Funktion des sowjetischen Lagersystems 1928-1956. Paderbom 1996.
- 12 Borowski, Tadeusz; An die Verlobte. In: Bereska, Henryk/Olschowsky, Heinrich (Hrsg.); Polnische Lyrik aus fünf Jahrzehnten. Berlin/Weimar 1997, S. 304ff.

Tadeusz Borowski wurde 1922 in Shitomir geboren; siedelte 1932 nach Warschau über; studierte während der Okkupation an der illegalen Warschauer Universität Polonistik; veröffentlichte 1942 illegal seinen ersten Gedichtband, „Gdziekolwiek ziemia“ (Überall, wo Erde ist). Borowski nahm aktiv an der illegalen Kulturarbeit teil. Er gehörte zur Gruppe der jungen Dichter „Droga“ (Der Weg). 1943 wurde er verhaftet und in die Konzentrationslager Auschwitz, Dautmergen und Dachau verschleppt. Nach der Befreiung arbeitete Borowski im Familiensuchbüro des Polnischen Roten Kreuzes. 1946 setzte er in Warschau sein Polonistikstudium fort und war gleichzeitig Mitarbeiter an mehreren Zeitschriften. Von 1949 bis 1950 wirkte er als Kulturreferent beim Polnischen Informationsbüro in Berlin auf neue Anknüpfungspunkte in den deutsch-polnischen Beziehungen hin. Nach seiner Rückkehr nach Warschau wurde er Redaktionsmitglied der Wochenschrift „Nowa Kultura“ (Neue Kultur). 1951 wählte er den Freitod. Er steckte den Kopf in einen Gasherd. Vgl. Klüger, Ruth; weiter leben. München, 1997. S. 106.

Wichtigste Gedichtbände: Arkusz poetycki nr 2 (Lyrikbogen Nr. 2) 1944; Imiona nurtu (Die Namen der Strömung) 1945; Poszukiwania. Tracing (Suchen. Tracing) 1946; Utwory zebrane (Ge-

sammelte Werke in fünf Bänden) 1954; Lyrikauswahl in der Reihe „Poeci Polscy“ (Polnische Dichter) 1968.

13 Fechner-Smarsly, Thomas; Auschwitz aus der Lego-Kiste. Der Künstler Zbigniew Libera berührt einen wunden Punkt der Holocaust-Debatten. In. Frankfurter Rundschau, 8.4.1997.

14 Adam Bajcar; Polen. Reiseführer. Warschau 1974 S. 227f.

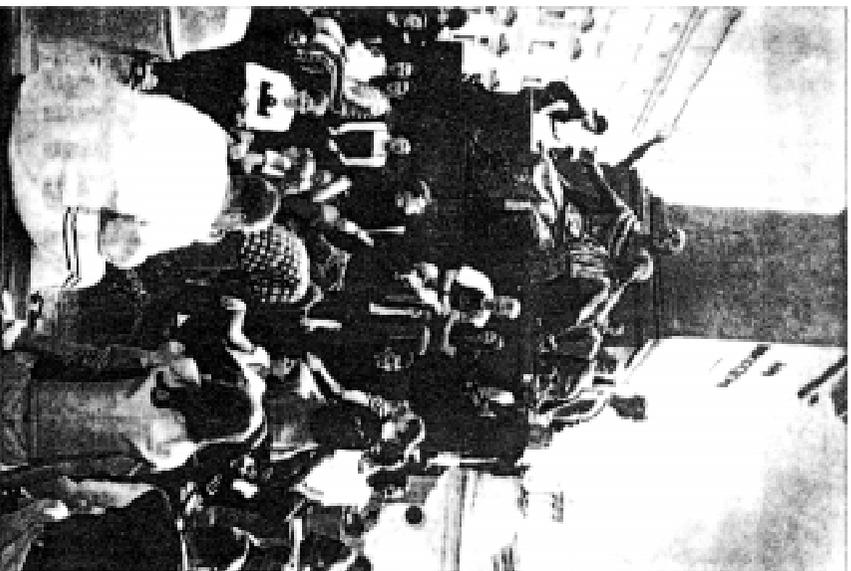
15 Vgl.: Sandkühler, Thomas; Endlösung in Galizien. Der Judenmord in Ostpolen und die Rettungsinitiativen von Berthold Beitz. 1941-1944, Bonn 1996.

16 Sandkühler, Thomas; a.a.O., S. 420.

17 Sandkühler, Thomas; a.a.O., S. 420.

18 Sandkühler, Thomas; a.a.O., S. 420.

WAZ, 13.06.1998



In der alten Königsstadt: Die Gesamtschul-Delegation am Mickiewicz-Denkmal auf dem Marktplatz von Krakau. Bild: privat

Zu Besuch in einem fremden Land 21 Gesamtschüler in Polen

Vom Besuch eines „außerhalb fremden Landes“ spricht Lehrer Rainer Kokenbrink: 21 Schüler der Gesamtschule Welfer waren für acht Tage zu Gast in Polen.

Es war der zweite Besuch von Hartiger Gesamtschülern im Nachbarland. Für die Jugendlichen aus den Jahrgangsstufen 11 bis 13, die sich aus freien Stücken für die Reise gemeldet hatten, gab es ein umfangreiches Programm: Sie waren zu Gast in der südwestpolnischen Stadt Koszów, erkundeten die polnisch-ukrainische Grenzstadt Przemyśl und die Mittelgebirgslandschaft der Beskiden. Weitere Ziele waren die ehemalige Königsstadt Krakau sowie die Vermählungsloge

Auschwitz und Białka, wo die Deutschen so Kokenbrink - „eines Schlimmeren als den Tod erfanden: die Vernichtung“. Die Geschichte des Judentums war eines der Hauptthemen der Reise. Daß dessen reiche Kultur trotz Vertreibung und Holocaust noch ganz vorhanden, war für die Schüler eine wichtige Erfahrung. So besuchten sie unter anderem ein Live-Konzert traditioneller jüdischer Klezmer-Musik in der Stadt Kazimierz.

Vor dem Besuch so der Lehrer, war den jungen Leuten „dieses Land fast nur durch Vorurteile bekannt“. Das dürfte sich nun nachhaltig geändert haben. Am 27. September wird eine polnische Schülergruppe zum Gegenbesuch in Hartiger erwartet. **Frank**